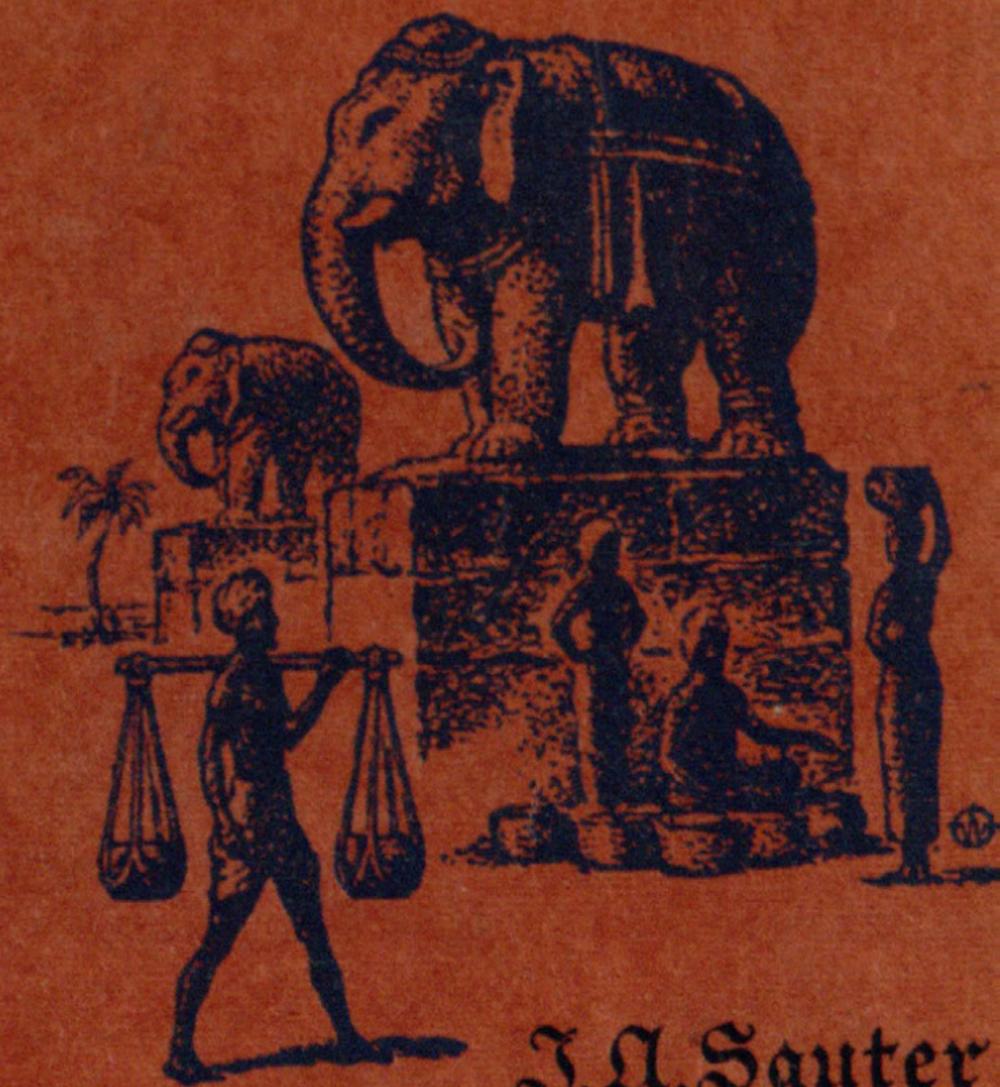


Unter Brahminen und Parias

834



J. A. Sauter

Dula Vokmaem

me
Hanna + Richard
April 1924.

U n t e r B r a h m i n e n
u n d P a r i a s

Druck von J. B. Hirschfeld (A. Pries) in Leipzig

J. A. Gaunter

Unter Brahminen
und Parias

Erinnerungen aus
15 glücklichen
Jahren

Neue Folge

Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1923

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5151259



834

Inhaltsverzeichnis

Arun	7
Deoghar	23
Der Suami	66
Malka	91
Sita-Bhai	120
Der Fluch des Kurumba	154
Lebendig tot	197
Pandar-Lokh	211
Erinnerungen an Malabar:	
1. Tellichery	248
2. Monsun	253
3. Kumaran	257

Arun.

Ein Jahr liegt hinter mir, seit ich das kleine Buch „Mein Indien“ in die Welt hinaus sandte. Bilder der Sehnsucht waren es damals. Ich hoffte, zwölf Monate später meinen Freunden von froheren Erinnerungen erzählen zu können. Aber das vergangene Jahr war für mich eine Zeit tiefen körperlichen und seelischen Leidens. Und so wurden auch diese neuen Bilder, die in schlaflosen Nächten Erinnerung quälend und beglückend beschwor, nicht so heiter, wie ich sie gern gehabt hätte.

Viel wurde ich von Freunden meines Buches gefragt nach Arun. Wer war dieser wunderfame Mensch? Wie kam ich zu seiner Freundschaft? Sein Bild sei darum das erste dieser neuen Reihe.

Ich war etwa ein halbes Jahr in Kalkutta und verkehrte in vielen Häusern der Hindugesellschaft, als ich eines Tages mit dem Bibliothekar an der Kaiserlichen Bibliothek in Kalkutta, der mir jungem Blut viel Liebes erwiesen hatte, im Klub zusammensaß und, wie gewöhnlich, mit ihm in seiner Landessprache, dem Bengali, mich übte. Da wanderte mein Blick von ungefähr aus unserem Lesezimmer hinüber in

den Spielraum, wo die Herren der englischen Gesellschaft, Richter und höhere Beamte des Staatsdienstes, mit einigen Hinduherren Bridge spielten. Wie gefesselt blieb mein Auge an der Gestalt Aruns hängen. Ich verstummte, hörte nicht mehr auf die Worte meines Freundes, sondern schaute unverwandt jenes herrliche Königsangeficht an.

Ich habe im Lande und auf meinen vielen Wanderungen in Ost und West manch edles Anliß gesehen, aber alle überstrahlt die Erscheinung meines Freundes Arun. Wie er da saß in seiner nationalen Tracht, dem hellgrünen seidenen Turban, durchwirkt mit Goldrändern, war er das Bild eines Gotthelden, wie ihn je die alten Dichter der indischen Literatur beschrieben. Das Gesicht war zart, blaß, hatte fast etwas Weiches, Weibliches an sich, einen feinen Anflug von Rot auf den Wangen, jeder Millimeter in wundervollem Verhältnis wie von Meisterhand aus edelstem Gestein gemeißelt. Die Nase leicht gekrümmt und die Nüstern von einer Zartheit, wie ich sie noch nie geschaut. Große hell schwarze Augen, die jede Regung der Seele widerzuspiegeln schienen, umrandet von herrlichen Wimpern. Er saß gerade, aufrecht, und doch mit der Lässigkeit eines Königs. Auf einmal lachte er, das Klang so hell durch den Raum, als hätte jemand mit einem Stäbchen an eine silberne Blocke geschlagen, und, wie er lachte,

spürte ich, alle, die im Zimmer waren, wurden von seiner Freude erwärmt. Ich äußerte keinen Wunsch, ihn kennenzulernen, aber es war etwas in meinem Innern, das mich mächtig zu ihm trieb; fast wäre ich aufgestanden und hinübergewandert zu ihm, was die Leute auch sagen mochten, um in jene dunkel leuchtenden Augen zu blicken und ihm zu sagen: Auf dich habe ich gewartet, seit ich geboren, deinetwegen bin ich über das Meer gekommen, mich schickt das Gesetz des Karmas, wir müssen Freunde sein, eins sein!

Das Mächtige, das sich in mir entzündete, wird sich wohl übertragen haben wie Funken, die der Wind von einem Feuer weithin trägt, um an anderem Ort neue Flammen zu entzünden. Er blickte auf, wir schauten uns von fern in die Augen, dann erhoben wir uns beide. Harinath Deb kannte ihn und tat, was fast überflüssig geworden war, er stellte uns vor.

„I want to know you,“ sprach er mit seiner hellen Stimme, und wir redeten miteinander vielleicht eine halbe Stunde, dann verabschiedeten wir uns; ich mußte versprechen, ihn am nächsten Tage zu besuchen. So entspann sich jenes wunderbare Freundschaftsverhältnis, das mir eine Stütze gewesen ist und eine Leuchte die ganzen Jahre meines Lebens in Indien, das heute noch, wenn der Ekel des Seins mich umgibt, so daß ich glaube, im Morast versinken zu müssen, wie ein

lieber Stern immer vor mir schwebt und winkt zu Mut und Hoffnung. Ja, wahrhaftig, hier erfüllt sich das Wort: „Und wenn ich im Tale der Todeschatten wandele, so bist du bei mir.“

Kein Tag verging, ohne daß wir uns, wenn auch nur für eine Stunde, sahen, und oft war ich wochenlang eher bei ihm zu Hause als bei mir. Bei ihm lebte ich mich vollständig ein in das Familienleben der Hindu. Ich fühlte die Macht edelster Kultur und genoß als sein Bruder das reine Glück eines innigen Hindufamilienlebens. Er war kein orthodoxer Hindu, aber „Zufälle“ gab es für ihn ebensowenig wie für mich. Daß wir uns trafen, war uns beiden Gesetz und Bestimmung, und wenn ich heute zurückblicke auf jene Zeit (und es mag sein, daß ich meine geistige Heimat im irdischen Leben wohl nie wieder sehe), so weiß ich doch, daß alles Gute, das in meiner Seele ist und mich zur Liebe anspornt zu allen Menschen um mich, nur ihm zu verdanken ist. Er war es, der als erster zu einer höheren Auffassung des Lebens mich emporzog. Bis in die tiefe Nacht saßen wir oft zusammen, auf dem Divan oder im Garten, wo die Glühwürmchen in Myriaden um die Jasmin- und Rosenbüsche huschten, und sprachen von Dingen, die tief in unserer Seele verborgen liegen oder weit über uns hinaus im All.

So schön wie er, eine Königin vom Scheitel bis

zur Sohle war sein noch sehr junges Weib, das ich zwei Monate nach unserer Bekanntschaft auch kennenlernte. In kurzer Zeit waren wir drei unzertrennlich, wenn es auch nach außen hin der europäischen und indischen Gesellschaft gegenüber nicht bekannt werden durfte, daß ich sein Zenana¹⁾ betrat.

Es gibt in Kalkutta verschiedene Eingeborenen-(Native)-Theater, die aber alle so vom abendländischen Singspiel gefärbt sind, daß von indischer Kultur oder Schauspielkunst nur noch ein blasser Schimmer übriggeblieben ist. Da war das Minerva-Theater, wo ich einmal eine Aufführung von Shakespeares König Johann sah. In den Zwischenpausen erschien der Witzmacher auf den Brettern, und während des Spieles wandelten die Limonaden- und Süßigkeitenhändler und Zigarettverkäufer zwischen den Bankreihen hindurch und verkauften ihre Ware. Die Musik war ein Mischmasch von europäischer Blechmusik mit indischem Samtam. Erst Arun brachte mich zu den Stätten des echten alt-indischen Dramas.

Von einer Fahrt will ich erzählen als Beispiel, wie er mich die intimen Sitten und Bräuche des Hinduismus kennen lehrte. Als Europäer betrat ich sein Haus in der Harringtonstreet in Kalkutta und verließ es in seiner und seines Sekretärs Gesellschaft, verkleidet als Ben-

¹⁾ Zenana = Frauengemächer.

gali-Babu¹⁾. Wohl staunten die Mitreisenden im Eisenbahnwagen über mein helles Aussehen; aber ein Wort von ihm genügte, sie glauben zu lassen, daß ich, wie er, ein Hindu sei. Nach zehnstündiger Bahnfahrt kamen wir auf der kleinen Station in Dobrajpur²⁾ an. Es war Nacht. Eine flackernde Öllampe beleuchtete den schlaftrunkenen Bahnhof, aber draußen unter den Bäumen war ein Durcheinander von Fackeln, die die kühle Nachtluft mit dem Duft brennenden Harzes erfüllten. Wir saßen zusammen auf einem Dschewagen und fuhren durch den von der Nacht umfangenen, schweigsamen, feierlichen Dschungel, den Fluß entlang nach seinem Heimatdorf, wo eine Hochzeit stattfinden sollte. Die Begleiter, die uns am Bahnhof abgeholt hatten, waren weit vor uns, und nur ab und zu hörte man ihr Rufen: „He, Brüder, wo seid ihr?“ „Da sind wir. Hier!“ riefen wir von unserem Wagen aus, und die zwei munteren Dschlein schüttelten ihre

¹⁾ Babu = eigentlich „Herr“, ist im Laufe der Jahre im Munde des Ausländers ein beinahe verächtlicher Ausdruck für den Bengali aus dem Mittelstand geworden. Ein plummes Spottlied beginnt:

„Kutchharawani, Kutchharawani — Bengali-Babu“,
 's ist mir alles gleich,
 's ist mir alles gleich,
 sagt der Bengali-Babu.

²⁾ Im Kohlengebiet von Assenvole.

Köpfe, daß die Silberglöckchen an ihrem Halse erklangen.

Der Morgen kam langsam aus dem Osten über die Erde, das Schwarz der Nacht in Grau wandelnd, und ließ den Fluß und, als wir das Dorf erreichten, das von Dornenbäumen umwachsene Ufer auf der anderen Seite erkennen. Einige Männer hockten schon, ihr Tschillum¹⁾ rauchend, vor ihren Hüttentüren, aber im Hause war alles lebendig. Hellflackernde Feuer brannten in eisernen Pfannen zu beiden Seiten des Eingangs zum Hofe. Das Haus sah aus wie eine uralte Burg; nichts war zu sehen als die wohl vier Meter hohen gelben Lehmmauern. Innerhalb des Einganges zur Rechten stand eine Holztribüne für die Musikanten. Diese selbst lagen schlafend auf dem Boden, eingehüllt in ihre Wolldecken. Das Haus war voller Gäste. Sie lagen dicht aneinander, sogar auf der inneren Veranda des Hofes, in dessen Mitte ein großes Feuer loderte, jene angenehme Wärme verbreitend, die zum Schlaf einladet oder zu traulichem Geplauder.

Aber wir waren müde, und nach etwa einhalbstündigem gegenseitigem Begrüßen und Ausfragen über den Verlauf der Reise wurden wir in ein kleines Zimmer in der Nähe der Frauengemächer gebracht.

¹⁾ Kleine irdene Pfeife, unten mit einem nassen Lappen umwunden, um den Rand zu fühlen.

Der Onkel Aruns wollte mir einen besondern Raum neben meinem Freunde anweisen; er aber, wohl wissend, daß man mich, wenn allein, nur mit unangenehmen Fragen über das „Wer und Woher?“ belästigen würde, bestand mit allen möglichen Ausflüchten darauf, daß wir zusammen in seinem kleinen Zimmerchen gelassen wurden. Von Schlafen war kaum die Rede, denn das einzige Bett, etwa ein Fuß hoch und nicht einmal von der Länge eines Durchschnittsmenschen, war kaum zwei Fuß breit. Gern hätten wir uns die wenigen Stunden, die uns vom hellen Tage noch trennten, mit Plaudern vertrieben, aber der aufmerksame Onkel hatte in peinlicher Gastfreundschaft uns einen Diener in das Zimmer befohlen, der, während wir schliefen, uns befächern sollte. Wir konnten ihn nicht loswerden, ohne ihn zu verletzen, und so fügten wir uns in das Unvermeidliche.

Das festliche Hochzeitsmahl fand am Abend nach unserer Ankunft statt. Der Onkel betrat unser Zimmer und bat Arun, ihn zu begleiten. Ich wartete und wartete auf seine Rückkehr, denn ohne ihn wollte ich unter den Gästen nicht erscheinen. Statt seiner kam aber ein Verwandter des Hauses und bat mich, ihm zu folgen. Er führte mich hinter das Haus, wo eine Badestube lag. Dort sah ich auf dem Boden einen Teppich ausgebreitet und davor eine

Anzahl von europäischen Geschirren und Gefäßen, angefüllt mit indischen Gerichten. So hatte also der Onkel Aruns Argwohn geschöpft und wollte mich als unrein behandeln. Eine größere Schmach hätte er einem Hindu nicht zufügen können, soviel wußte ich schon, obwohl ich erst ein halbes Jahr in Indien war. Ich zog deshalb, als ich mich dem Teppich nahte, meine Pantoffel nicht aus, sondern trat hinzu und stieß mit dem Fuße die Gefäße nach allen Seiten des Bodens, dann verließ ich das Zimmer, ging in unsere Kammer, packte einige der wichtigsten Sachen zusammen und verließ das Haus. Kaum aber war ich über die Schwelle des Ausgangs getreten, als Arun hinter mir her kam, mit ihm sein Onkel; dieser etwas bedrückt und beschämt. Arun hatte eine scharfe und heftige Auseinandersetzung mit ihm gehabt, die darauf hinausging: „Ich weiß, was ich meiner Familie schuldig bin. Wenn ich ihn hierher bringe, so kommt er als Hindu und nicht als Europäer, und da du ihn verletz hast, verlasse auch ich das Haus mit ihm.“ Was wollte der Onkel tun? Arun war nicht nur sein Onkel, sondern, weil er Fürst war, das Oberhaupt der Familie; und Arun war, das fand ich später heraus, sein Gläubiger! Schließßlich ließen wir uns bewegen, in das Haus zurückzukehren und mischten uns unter die Gäste als Hindu. Das war

der Prüfstein für mich. Hätte unser Gastgeber seinen Willen durchgesetzt, so wäre ich, wie Tausende meinesgleichen, für immer ein Draußenstehender geblieben.

Was Arun und mich als Freunde für ewig zusammenband, war ein Ereignis auf unserer Reise nach Deoghar. Sechs junge Verwandte Aruns hatten sich uns angeschlossen, ja, sie waren es eigentlich, die die Tour in heller Begeisterung vorgeschlagen hatten. Das Ziel war eine Besteigung des Parasnath, des höchsten Gipfels von Bengalen. Der Weg hatte uns fast zwei Stunden durch dichten Wald und Gebüsch auf engen laubbedeckten Pfaden den Berg hinaufgeführt. Es war ein heißer Tag, wenn auch erst die neunte Morgenstunde. Die Füße brannten, als gingen sie auf gewärmten Eisenplatten, und die spitzen Zweige der Bambussträucher griffen gierig nach unseren Hüftentüchern und drangen auf unsere Körper ein. Die jungen Leute hatten sich diese Besteigung anders vorgestellt, und als wir einen wunderschönen Flecken erreicht hatten, wo aus dem etwa fünfzig Meter hohen Gebüsch ein frischer Quell hervorsprudelte und sich in ein von Mutter Natur zur Schale geformtes Becken ergoß, da legten sie sich um den Quell herum in den Schatten der Bäume, riefen die Diener und befahlen die Mahlzeit. Sie wollten nicht weiter gehen.

So trennten wir uns von ihnen, um, bevor die Hitze unerträglich werden würde, die Höhe zu gewinnen. Der Bergsteiger in Europa macht sich keinen Begriff von der Mühsal solcher Wanderung. Da war kein Pfad, kein Weg, die Sonnenstrahlen schlugen von den granitenen Felsen, zwischen denen wir wanderten, zurück, man fühlte förmlich die Glutwellen, als ginge man an der geöffneten Thür eines Hochofens vorbei. Manchmal fielen wir in eine Vertiefung, die von dürrer Laub verräterisch angefüllt war, und nie war es möglich, Ausblick zu gewinnen auf das Ziel in der Höhe, denn die Riesenblöcke umlagerten uns auf allen Seiten. Oft erkannten wir, daß wir statt vorwärts zweimal um den gleichen Block herumgegangen waren, und auf einmal waren wir in einer Sackgasse. Rechts und links, etwa ein Meter auseinander, zwei riesige Blöcke, und eine Felswand vor uns wie eine geschlossene Pforte. Da wußten wir nichts anderes zu tun, als Rücken an Rücken, jeder das Gesicht dem Felsen vor sich zugekehrt, mit Händen und Füßen uns gegen die Felswand stemmend, hinaufzuklettern. Es war eine Höhe von vielleicht zehn Metern; wir leuchteten vor Hitze und Müdigkeit, und nachher bekannten wir uns, wie jeder bei sich gedacht hatte: ‚Mein Gott, daß ich jetzt nur nicht schwach werde, sonst sind wir beide verloren.‘ Und

dann, als wir erschöpft oben anlangten und uns hinwarfen auf das heiße Gestein zu kurzer Ruhe, denn ein längeres Liegen dort hätte uns den Tod durch Sonnenstich gebracht, da sahen wir nicht weit vor uns den Gipfel, einen runden Block, auf dem, Gott weiß durch welches Wunder, ein hellgrünes Gesträuch stand. Doch brauchten wir noch drei Viertel Stunden, ehe wir dort waren.

Kurz vor unserem Ziel führte der Weg zur Öffnung einer Höhle am Fuß eines unübersteiglichen Felsblocks. Weil ich der längere war, schlüpfte ich zuerst hinein, doch kaum stand ich fest auf dem Boden des Höhlenlochs, als mir etwas ängstlich zumute wurde, ein atembenehmender Geruch verriet die Behausung eines wilden Thieres, — wir wußten, daß jene Gegend um den Parasnath herum besonders von Tigern und Leoparden heimgesucht war. Ich verharrte eine Weile regungslos, aber als sich nichts rührte, durfte ich als sicher annehmen, daß die Höhle leer war, und zog nun Arun zu mir herein. Am Ende der etwa mannhohen Grube fiel ein Lichtschein in das Dunkel, und wir krochen darauf zu. Es war ein Ausgang, und dieser lag unmittelbar unter jenem letzten Block, der den Gipfel des Hügels bildete. Als wir oben waren, riß Arun, um später einen Beweis für die gelungene Durchführung unserer Absicht zu haben, ein breites Stück

seines schon zerfetzten Dhotis¹⁾ ab und befestigte es an einem Ast des Baumes. Wohl bluteten wir im Gesicht und am ganzen Körper, die Hände und Füße waren zerschürft, und an den Knien war die Haut durchschnitten wie mit feinen, scharfen Messerchen. Unsere Schädels brannten, als wären sie mit heißen Keifen umspannt, und wir waren zum Sterben müde. Und doch —, was sich da vor unseren Augen enthüllte, war des Opfers wert. In riesigem Umkreis lagen die vierundzwanzig Bergespitzen der Parganas, jeder so aufgebaut wie der Berg, auf dem wir standen, Riesenhausen von Blöcken durcheinander und übereinander getürmt wie von Zyklophenhand, dazwischen dunkelgrüne Wälder, wogende Ahrenfelder und weit draußen die Unendlichkeit des Dschungels. Hie und da eine Baumgruppe, in der Ferne anzusehen wie ein schwarzer Fleck, aber darüber leichter Rauch, der aus unsichtbaren Hütten, im Grün der Bäume versteckt, aufstieg. Über allem lag flimmernder Äther, und Berge und Dörfer und Felder und das silberleuchtende Band des Flusses in weiter Ferne schienen sich zu bewegen, und aus dem Gestein des Hügels zu unseren Füßen drang der Duff empor von heißem Gestein und trockenem Gras, jener feine scharfe Geruch, den der Dschungel zur heißen Mittagsstunde

¹⁾ Dhoti = Hüftentuch.

ausströmt. Über uns, hoch im blauen Himmel, kreiste ein Geier.

Es war schon um die späte Nachmittagsstunde, als wir in die Tiefe gelangten, doch die alte Fährte hatten wir verloren und befanden uns in einem ausgetrockneten Flußbett. Geröll und Geröll, wohin das Auge blickte, und zu beiden Seiten die dräuenden Riesenvände. Wir hatten noch keinen Tropfen Wasser gehabt, unsere Zungen waren angeschwollen vom Durst, und ein Gefühl der Betäubung kam über uns, jenes unheimliche, eigentümliche Gefühl, daß irgend jemand in den Gehirnkasten kleine Bläschen hineingezaubert hatte, die wachsen, sich ausdehnen, das Blut gegen die Wände pressen, auf das Gehirn drücken, so daß man von Minute zu Minute erwartet: 'Jetzt zerspringt dein Kopf, du weißt nichts mehr, fällst hin oder wirst wahnsinnig.' Und dann jenes betäubte Dahintaumeln, willenlos, gedankenlos, nur so ein Gehen, nichts mehr. Wir sprachen nicht mehr zueinander, faßten uns nur an der Hand, wenn der eine zu sehr strauchelte, und sanken endlich hin, ermattet, einer an die Brust des andern gelehnt.

Da auf einmal hörten wir, es konnte nicht weit fort sein, die Stimmen mehrerer Menschen. Als hätte ein Zauberstab uns berührt, kam neues Leben in uns. Die Hoffnung gab den todmüden Körpern

Kraft, zusammen schrien wir wie Verzweifelte, bevor sie in der Brandung versinken. Plötzlich aber verstummten wir, jeder las im Gesicht des andern Schrecken, ja Verzweiflung. Die Stimmen der Menschen drüben kamen nicht näher, nein, entfernten sich und deutlich vernahmen wir ihren entsetzten Ruf: „Geister, Geister!“

Wir beide weinten und umarmten uns, als gehörten wir dem sichern Tode. Arun sprach, aber nur schwer und mühsam bewegte sich seine Zunge: „Jetzt sind wir Brüder, das ist unser Karma!“ Aber kaum hatte er ausgesprochen, da bellte auf dem Block vor uns ein Hund, den der Vetter Aruns auf den Ausflug mitgenommen hatte. Und zehn Minuten später saßen wir im Kreise der Freunde und Verwandten, unfähig zu essen, nur begierig, von dem kostbaren kühlen Wasser zu trinken, das aus dem Felsen troff, und es auf die brennenden Schürfen am Körper zu gießen. Die anderen hatten schon gebangt uns verloren zu haben, aber sich auch gefürchtet, hinauszugehen in die Öde, um uns zu suchen. Zwei waren hinuntergestiegen in das Contalidorf, um Eingeborene aufzubieten.

Acht Tage nachher hat der Hauspriester Aruns die heilige Zeremonie der Blutsbrüderschaft zwischen uns beiden vollzogen. Sein Blut mischte sich mit

dem meinen. So sind wir Brüder geworden für
Zeit und Ewigkeit!

Das ist Arun, von allen verehrt — von den
Höchsten des Landes und von den Niedrigsten seiner
Diener. Wo er hinging, Freude bringend wie die
Sonne, wenn sie am Morgen hinter dem dunkeln
Bergesrüden erscheint. —

Deoghar.

Nach dem heiligen Khassi (Benares), wie nach dem fast ebenso verehrten Deoghar, das lieblich versteckt liegt in dunkelblauen Bergen, dem „Sonnetal Parganas“, führt der Weg über Gaya, das auch unter dem Namen Buddha-Gaya bekannt ist, weil dort der erhabene Gautama unter dem heute noch stehenden Feigenbaume die Erleuchtung fand, die er später als größte Seligkeit den Mönchen im Haine von Carnat bei Benares verkündete.

Jahre sind vergangen, seit ich Benares, die heilige Stadt, die Hochburg des Hinduismus, gesehen habe im leuchtenden Sonnenschein und im Silberlicht des Mondes. Der fromme Christ, der von seiner Pilgerreise nach Rom oder Jerusalem heimkommt, bringt itgendein Andenken an das Heiligtum, zu dem er wallfahrtete, mit nach Haus. Nicht so der Hindu. Benares ist so heilig, daß nicht einmal der Staub seiner Straßen weggetragen werden soll. Weil ich das nicht wußte, brachte ich von meiner ersten Pilgerreise dem Fürsten von S., meinem lieben Gastgeber, einige wundervoll geformte irdene Becher für Wasserpfeifen mit. Er nahm das Geschenk an. Unglücklicherweise aber fragte einer seiner Enkel mich, ob

diese Sachen in Benares gekauft seien, und als ich bejahte, stieß der alte Fürst die Kelche von sich mit den Worten: „Khassi-Mati“ (Benares-Erde), erhob sich und ging hinüber zum Haustempel, um durch Waschung von der Sünde sich zu reinigen. Dagegen dürfen Gegenstände aus Metall, z. B. Gefäße aus Silber oder Messing, selbst Gottheiten, mitgenommen werden. In der That machen die Krämer und Händler in Benares mit ihren Kupferstatuen, fein gewobenen Tüchern und Silberwaren ein glänzendes Geschäft. Der ganz fromme Hindu aber geht so weit, selbst diese Sachen als nur Benares gehörig anzusehen.

Benares! Das ist nicht nur ein Name, nicht nur die Stätte einer stolzen Vergangenheit. Immer noch ist es das Zentrum, das in sich das ganze Denken und Geistesleben von 250 Millionen Menschen vereinigt und wieder ausstrahlt auf die wogenden Menschenmassen des indischen Vorderlandes. Die geheimnisvolle Macht, die das religiöse und sogar das politische Leben Indiens durchdringt und leitet, wurzelt in Benares. Wenn man von irgendeiner Stadt sagen kann, sie sei das Herz der Nation, so ist es Benares. Es gibt Reisende, die nichts Außergewöhnliches an Benares sehen. Sie werden angeekelt von den brennenden Leichnamen, von den Scharlatanen in den Straßen, von dem Gestank,

der aus den Gräben um die Stadt herum aufsteigt. Wie anders würden sie urtheilen, wenn sie Benares statt bei Tageslicht in einer Mondnacht besuchten. Ich gedenke einer Fahrt im Mai, Stadt und Fluß gebadet im Licht des Vollmondes; als der Zug über die Brücke donnerte, spiegelten sich die Sterne und die Silberscheibe des Mondes in den majestätisch dahinfließenden Wogen des Flusses. Die andachtsvolle Ehrfurcht des Hindupilgers zog auch den Fremdling in ihren Bann.

Benares! Zauberhaftes Wort! Leid und Mühsal oft monatelanger Reisen sind vergessen bei deinem Anblick! Wie manche habe ich gesehen, die von der untersten Südspitze des Landes zu Fuß hinaufpilgerten zu dir! Ihr Antlitz verriet langes Leiden und wurde doch überstrahlt von heiligem Glück, als sie, auf den obersten Stufen der Ghats stehend, auf die Fluten des heiligen Flusses niedersehen durften. Wie oft war ich Zeuge schweigender Leichenprozessionen durch die heilige Stadt, und wenn ich das feierliche „Bol-Hari“, „Bol-Hari“ der Leichenträger und der nachfolgenden Angehörigen vernahm, da war mir, als hörte ich aus den Kindertagen meines Glaubens das feierliche „Kyrie Eleison“.

Jahrhunderte sind vergangen, Religionen sind von den Fluten der Zeit ergriffen und fortgeschwemmt worden in den schweigenden Ozean der Vergessenheit,

Nationen kamen und vergingen, aber die Opfer und Hymnen der Devas werden heute noch dargebracht und gesungen wie damals zur Zeit des großen Gautama und lange vor ihm. Die Heere Alexanders des Großen haben das Land überflutet, aber keine Spur von ihnen blieb, weder in Denkmal und Gebäude, noch in Mythos oder Dichtung. Vergebens haben die mohammedanischen Mogulen mit despotischer Grausamkeit die Hinduseele unter die Knechtschaft des Halbmondes bringen wollen; von der Eitelkeit ihres Unternehmens sprechen heute die Ruinen ihrer Paläste und Festungen. Der Brahmanismus aber hat sich aufrechterhalten, unverändert im Wandel der Zeiten, fest wie ein Fels in wogender Brandung. Die Moschee Sohans, die heute noch auf den obersten Stufen der Stadt steht, ist kein Siegesdenkmal, sondern nur der gewaltige Zeuge jenes vergeblichen, wenn schon heroischen Unterfangens, eine Religion zu vernichten, die ihre Wurzeln in den frühesten Urkunden der Menschengeschichte hat. Die riesenhaften Ruinen des Buddhaklosters, das von der freigebigen Hand des großen Asoka draußen im einsamen Carnat etwa 200 Jahre nach dem Tode Buddhas errichtet wurde, sind gerade in ihrem Schweigen beredte Zeugen dafür, daß die große Reformation des Bettelmönches die Macht des Brahmanismus nicht zu stürzen vermochte. Die

Religion des Buddha, richtiger gesagt seine Philosophie, hat in anderen Ländern, fern von der ursprünglichen Heimat, ein Asyl gesucht und gefunden. Die prachtvollen Kunstwerke Asokas sind heute ein Steinhaufen, nur zerfallene Inschriften erzählen uns, daß Buddha diese Lande bereist und in diesen Gegenden gelehrt hat. Aber Khasi, der Mittelpunkt des Hinduismus, hat den Stürmen der Jahrhunderte Troß geboten, und die vergoldeten Spitzen auf den weißen Tempeln predigen laut und eindringlich die Oberhoheit des Brahmanismus in der Vergangenheit, in der Gegenwart — — und für die Zukunft. Ist doch gerade in der heiligen Stadt die Hindu-Universität gegründet worden, deren ausschließliches Ziel es ist, die Lehren der Veda nicht nur zu schützen, sondern einer ganzen Welt zu verkündigen. Mehr denn je wird Benares der Mittelpunkt sein des intellektuellen, religiösen, literarischen und politischen Lebens im Hinduismus.

Dagegen ist Gaya, das auch im Thal des Ganges gelegen ist, die Stätte, wo Buddha nach langem Beten und Betrachten die vier Wahrheiten fand, tot. Einst wallten die Menschen Nordindiens in Scharen zum erleuchteten Buddha, heute sind ihre Kinder wieder Hindus oder Mohammedaner; die Bekenner seines Namens aber haben sich verstreut über Tibet, China, Burma und Ceylon. Und selt-

sam! er, der das Dasein eines persönlichen Gottes wenn nicht bestritt, so doch als gleichgültig hinstellte, ist nun selbst der Gegenstand krassen Götzendienstes geworden. In Ceylon verehren sie seinen Zahn, den Abdruck seines Fußes; da ist kein Kloster, das sich nicht irgendeiner Reliquie des Erhabenen rühmt. Unter den Millionen seiner Schüler aber, die als Mönche ein Leben des Nichtstuns und der Eintönigkeit mit gedankenlosem, mechanischem Herunterleiern seiner Worte hinbringen, sind es vielleicht ein Duzend, kaum mehr, die verstehen, was sie lesen und in den heiligen Hymnen singen.

Mit dem Tode des Königs Asoka hatte der Buddhismus in Vorderindien seinen stärksten Beschützer verloren. Eine Religion, die sich auf die Philosophie stützt, und zwar eine Philosophie, die die absolute Vernichtung der Seele, der Persönlichkeit predigt, die den einzelnen Menschen selbst zum Sinn seines Lebens und Strebens macht, kann den Seelenhunger der Massen nicht befriedigen. Trotz aller Vernunftbeweise gegen Gottes Existenz suchen sie in den Stunden des Leidens und der Versuchung einen Trost jenseits des menschlichen Wissens. Im Wandel der Jahrhunderte hat der Buddhismus mehr und mehr seine atheistischen und nihilistischen Züge verloren und ist wieder zu einem Götterglauben geworden. Aber aus der reinen und einfachen Lehre des Buddha wurde

eine Religion, die fast versunken ist in den Schlamm widerlichen Götzendienstes und Aberglaubens, in Heiligenverehrung und Reliquiendogmen, in sinnlose und absurde Zeremonien, ausgeführt von einer blöden Geistlichkeit und bezahlt von bedauernswerten, unwissenden Laien.

Gerade wie der ungebildete Moslime etwas Verdienstvolles zu tun glaubt, wenn er gedankenlos sein „Allah, Allah“ vor sich hinspricht, so murmelt der Buddhist die mysteriösen Silben: „Om mani patme hum“ („der Schatz ist in der Lotosblume“). Das ist das große Gebet des Buddhisten, das erste, was das kleine Kind lernt, der Kriegsruf in Schlachten, der letzte Seufzer des Sterbenden. Die Worte stehen geschrieben auf den Pfosten der Häuser, im Tempel, sie flattern auf kleinen Fetzen Papier oder Tuch an den Zweigen der Bäume, oder auf langen Bändern, die von Haus zu Haus gespannt sind. Der wandernde Nomade in den eisigen Schnee-Ebenen des Himalaja, der müßige Priester auf der Insel Ceylon, der Pilger und selbst der scheue Dieb, alle murmeln das eine geheimnisvolle: „Om mani patme hum“. So hat es sich erwiesen, daß der religiöse Impuls und das Verlangen des menschlichen Herzens stärker sind als alle Spekulationen der Philosophen, und wenn Buddha es unterließ, absichtlich oder unabsichtlich, den Gottsuchenden einen Gott zu geben,

so haben sie sich ihn im Laufe der Zeiten selbst wieder geschaffen oder aus dem brahmanischen Olymp herübergeholt und in ihren Tempeln zur Verehrung aufgestellt. Und das Gebet, das Buddha nicht lehrte, weil er es für nutzlos achtete, ist heute wieder da, zum leeren Geplapper geworden. Ein Schauer ergreift den Geschichtsforscher, wenn er die Annalen des Buddhismus durchblättert, und trübe mögen wir fragen, wozu dies alles, welches ist der Sinn solches reinen und großen Wollens, wenn wir die unwissende Menge überschauen, die vor den Bildern des Buddha niederkniet, des gleichen Buddha, der seinem Schüler Ananda, jenem Johannes des Buddhismus, sagte: „Deshalb, o Ananda, sei du deine eigene Leuchte, deine eigene Zuflucht, dein eigenes Licht. Nimm nicht Zuflucht zu dem, was äußerlich ist, sondern halte dich an die Wahrheit als des Lebens einzige Leuchte. Suche bei keinem Hilfe als bei dir selbst!“

Ja, wenn wir mit gewissem Abscheu den Geiz und die Unsittlichkeit eines unwissenden, aber hochmütigen Mönchswesens betrachten, dann fragen wir uns in der That: Wozu? Buddhismus ist die Religion des seelischen Selbstmordes, oder scheint es heute zu sein, wo von der alten und gewaltigen Religion nichts geblieben ist als die leere Hülle. Ein Beweis dafür, daß Buddhas Philosophie schon den Kern der Selbstzerstörung in sich trug, weil ihr fehlte,

was die Grundlage jeder Religion ist: Der Glaube an einen persönlichen, lebendigen Gott und Vater. Gaya erfüllt unseren Geist trotz dem Treiben in seinen Straßen und trotz seiner lebenerfüllten Tempel mit Gedanken an Tod und Vergehen.

Doch zurück zu meinem Besuch von Deoghar.

Des Tages ärgste Hitze war vorüber. Die Schatten der Bäume und Büsche längs der Bahn wurden länger und verkündeten den Abend und das Nahen meines ersten Reisezieles Baidyanath. Das ist kein bedeutender Ort, trotzdem entwickelt sich auf seinem kleinen Bahnhof ein bewegtes Bild des Pilgerlebens, weil von hier ein Zweigbähnchen in dreistündiger Fahrt hinauf ins heilige Deoghar, das Bethel oder „Haus Gottes“ Ober-Bengalens, führt.

Mit unserem Zuge fuhr auch der Nawab von R.... mit seinem Zenana, bestehend aus vier Frauen. Das Umsteigen war für die fürstliche Familie etwas unständlich, weil in diesem Hause die moslemitische Sitte des „Purdanisch“ („hinter dem Vorhang“) streng beobachtet wurde. Die Überladerei vom Express, der sie aus Kalkutta hinaufgebracht hatte, in das Abteil des schon lange bereit stehenden Zügels dauerte wohl eine Stunde. Diese Aufführung interessierte mich sehr, wenn ich auch als Hindu der besseren Gesellschaft — denn als solchen gab ich mich nun einmal durch meine Kleidung aus — nicht

den Neugierigen spielen durfte. So wanderte ich auf und ab, scheinbar gleichgültig, und doch mit Luchsaugen dem Treiben zusehend. Endlich war ein Palli (verhüllter Palankin = Sänfte) von vier Bahnkulis herbeigebracht. Der Kasten wurde an die Kupeetür gehalten, oben und zu beiden Seiten wurden Lächer aufgehängt, so daß man nicht einmal die kleine Ritze sehen konnte, die sich zwischen Kupeetür und Palankin bildete. Der Nawab stand direkt an der Eisenbahnwand, und als alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, kommandierte er durch das verhüllte Kupeefenster hinein, und ein leichtes Hin- und Herschwancken der Sänfte, ein leises Ducken der Träger wie unter vermehrtem Gewicht, bewiesen, daß eine Dame in den Käfig geschlüpft war. Schnell wurde die Kupeetür wieder geschlossen, noch ein Tuch vorgehängt und, von Dienern zu beiden Seiten begleitet, bewegte sich der Palankin mit seiner fürstlichen Last hinüber zur anderen Seite des Bahnsteiges, wo drei Diener an der geöffnieten Kupeetür schon bereit standen und die neugierigen Mitreisenden fernhielten. Dort wieder das gleiche, ein leichtes Schwanken der Sänfte, Zuschlagen der Kupeetür und die erste Ladung war gesichert. Dies wiederholte sich viermal, und jedesmal ging der Haushofmeister mit seinem großen Stock, auf dem sich ein riesiger silberner Knäuf befand, der kleinen Prozession voran. Die letzte Dame war wohl

etwas zu dick für die kleine Schiebetür der Sänfte, denn es dauerte eine geraume Weile, bis sie sich in den hölzernen Kasten hineingezwängt hatte, und die Kulis mußten kräftig die Tragbahre gegen den Eisenbahnwagen stemmen, damit kein Zwischenraum entstand. Auch die Träger bückten sich tiefer als bei den drei Vorgängerinnen.

So war nun alles glücklich untergebracht, und die Maschine fing an zu prusten und zu schreien und zu pfeifen. Es ist doch eigentümlich, daß die Reisenden dritter Klasse auf den indischen Bahnen bei jedem Aufenthalt gerade in dem Moment, wo der Zug abfahren will, gewisse Bedürfnisse empfinden, in der letzten Minute auf den Eisenbahndamm hinausklettern und, den Rücken dem Zuge zugekehrt, friedlich sich hinbocken zu ihren notwendigen Geschäften. Und erst wenn der Schaffner schreiend, scheltend und drohend, daß er ohne sie abfahren werde, die Türen zuschlägt, dann endlich springen sie auf, reinigen sich die Hände an ihrem Lota, wischen den Mund mit dem Zipfel ihres Hüftentuches und stürzen hinein wie ausgelassene Schulkinder, die nach langem Rufen endlich dem Magister Folge leisten und sich auf ihre Bänklein hocken.

In der That, ich liebe nicht die Expresszüge, die das Land von Nord nach Süd, von Ost nach West durchbrausen; die Menschen in ihnen gehen ihren

eiligen Geschäften nach, die das Abendland mit allen seinen Flüchen in jenes herrliche Land gebracht hat. Nein, ich ziehe es vor, ein kleines Bummelbähnchen in irgendeinem Duodezstaate zu benutzen, wo die Lokomotive ihre Hauptenergie im Pfeifen verströmt. Die Gleise sind vielleicht holprig, die Wände in den Waggons ziemlich bespritzt vom roten Saft einer Bethelnuß, ja, die Fenster sind vergiftet wie Affenkäfige, aber die Menschen, die drin sitzen, sind alle so gemüthlich, so ausgelassen lustig wie Schulbuben, die in die Ferien fahren.

Und eine wahrhaftige Ferienreise ist jede Pilgerreise für den Hindu. Alles, was ihn an das materielle Dasein bindet, liegt hinter ihm — vor ihm alle Freiheit und aller Genuß des Lebens. Da hocken sie auf den Bänken der dritten Klasse, die Füße an die Oberschenkel gezogen, die Wasserpfeife vor sich auf dem Boden stehend, und einer bietet dem andern Arekanuß oder gar einen Bethel an. Und wenn einer unter dunkelgrünem Mangoblätterwerk ein Tempelchen erblickt mit einem gelben Wimpel, der im leichten Winde flattert, da ruft er die Entdeckung gleich dem andern zu, und alle gucken dorthin, als gäbe es auf der Welt kein so schönes Tempelchen und nirgends so grüne Mangobäume. Und das Bähnlein geht so gottvoll langsam dahin, pustend und ächzend und dann wieder schnurrend,

als bebe die Maschine vorn vor innerer Freude und Zufriedenheit. Man könnte sich tatsächlich mit den Menschen, die gerade in der Ernte der Quaryfelder (Quary = schwarzer Mais) stehen, unterhalten, und alle haben solch sonniges Lachen auf den bronzefärbten Gesichtern, das man so sehr vermisst in den Gegenden weiter unten, wo riesige Fabrikschlote in den Himmel hineinragen und den blauen Himmelsdom verdunkeln. Manchmal bewegte sich unser Zug so langsam, daß man unbesorgt heruntersteigen könnte, um wieder einmal dem kurzweiligen Geschäft des „Dürsteln“ obzuliegen. Welche Freude, wenn der Zug etwas voranfährt und man laut schreiend hinter ihm herlaufen muß, um wieder sein Abteil zu erwischen.

Ich habe in den 15 Jahren manche schöne Gegend in Indien gesehen, von der Malabar-Küste bis zu dem Schneegebiet des Himalaja, aber nirgends fand ich solch ruheseelige Schönheit wie auf jener Strecke von Baidyanath nach Deoghar, besonders bei Deoghar selbst. Die späte Nachmittagssonne leuchtete über der Landschaft, die Hügel waren besät mit weißgetünchten, von Mangobäumen und Saminginden umgebenen Landhäusern. Ab und zu brach das feurige Rot einer „Flamme des Waldes“ hervor. In den Feldern arbeiteten noch die Bauern mit ihren Frauen, kleine Buben hüteten schwarze

Büffelochsen oder lagerten mit ihrer Ziegenherde im Schatten eines Banyanenbaumes, und ringsum standen die Riesengipfel der vierundzwanzig Parganas, die hintersten der Gebirgskette schon eingesponnen in das zarte Blau des Abends.

Als ich in Deoghar ankam, stand Arun schon am kleinen Bahnhof und wartete meiner. Die Diener nahmen mein Gepäck — nicht viel! — ein kleines Stahlköfferrchen, so wie der reisende Bengale es mitnimmt, mit einigen Hüftentüchern, Hemden und den nötigsten Reisesachen. Arun sah aus wie immer, das Bild eines vornehmen Hindu, nicht besser und nicht schlechter gekleidet als andere, und doch stets alle überragend. Die Art, wie er seinen Schal um sich schlug, war unnachahmlich, und doch hatte er ihn nur einfach umgeworfen. Das Hüftentuch reichte bis zum Boden und trug den breiten goldenen Rand des Fürsten. Ich bemerkte, daß nicht einer von den Vielen, die sich dem Ausgang zudrängten, an ihm vorüberging, ohne einen bewundernden Blick auf ihn zu werfen.

Ein Gang von zehn Minuten, und wir waren daheim in seinem Bangalo, umgeben von einem Garten, in dem die Rosen blühten und die Oleander und schneeweiße Jasmin herauschend dufteten. Der Eingang des Hauses war überrankt von schweren blauen Blütendolden, und in der Mitte des Gartens stand

ein Eukalyptus. Aruns Landhaus — es mag schon vor Jahrhunderten gebaut worden sein — sah fast aus wie ein kleines Landschloß. Die Decken der Zimmer waren gewölbt. Die vordere Mauer des Hauses war hoch über das Dach hinausgebaut und mit Balustraden versehen, so daß man auf ihm an kühlen Abenden spazieren gehen konnte. Hinten hinaus lag der Hof mit den Zimmern für die Diener, sowie Küche und Badezimmer. Eine enge Stiege links neben dem Eingang führte hinauf in die Gemächer der Fürstin. Das Empfangszimmer, eine Art Halle, die sich nach zwei Seiten auf die von Kletterrosen überwucherte Veranda öffnete, war nach altem Hindustil eingerichtet; die Wände behangen mit Teppichen, einige Bilder seiner Vorfahren in kriegerischer Tracht und in der Mitte des Zimmers ein etwa drei Fuß hoher Armleuchter aus Silber. Aber fast drei Viertel des Raumes wurde eingenommen von dem weiß überzogenen Divan. Eine Menge von Kissen und Polstern verschiedener Größe und Form lagen zerstreut umher. Das Prunkstück seines Hauses war eine uralte Wasseruhr.

Die Zeiten, wo an indischen Fürstenhöfen noch jene altertümlichen Uhren verwendet wurden, verschwinden leider. Nicht, daß sie den Antiquitätenhändlern verkauft würden, aber die Erzeugnisse des Abendlandes verderben allmählich den Geschmack,

und die moderne Wanduhr verdrängt die ehrwürdige alte Wasser- oder Sanduhr. Der reiche Indier umgibt sich in seiner Stadtwohnung, in Bombay, Kalkutta oder Madras mit allen Errungenschaften modernen abendländischen Komforts. Und oft genug war ich gezwungen, die jammervollsten Zusammenstellungen von wunderbaren Altertümern mit abendländischem Massenschund bewundern zu müssen. In den Stammschlössern aber sieht man oft noch die schlichten Einrichtungen der Väter, darunter auch die uralte Wanduhr, die in Indien „Garhi“ genannt wird, das ist Wasseruhr.

Gerade in Aruns Haus hatte ich Gelegenheit, ein solches Stück zu sehen. Es ist nicht die in Europa bekannte Wasseruhr, sondern sie besteht aus einem Gefäß, gefüllt mit Wasser, in welches ein kleines kupfernes, von einem kleinen Loch durchbohrtes Gefäß gelegt wird. Das Wasser dringt fast unbemerkt in dieses Kupfergefäß, welches versinkt, sobald es gefüllt ist. Die Zeit, die zum Füllen nötig ist, nennt der Hindu Garhi, das sind etwa $22\frac{1}{2}$ Minuten. Der Tag von 24 Stunden wird in 8 Teile von je 8 Garhi, das heißt 180 Minuten oder 3 Stunden zerlegt. Sobald eine Garhi abgelaufen ist, das heißt, das Gefäß in die Tiefe sinkt, schlägt die mit der Bedienung der Uhr betraute Person so oft auf eine Kupferplatte oder Gong, als nun Garhi

verflossen sind. Da die alte Wasseruhr einen besonderen Mann zu ihrer Bedienung braucht, ist sie jedenfalls ein kostspieligeres Ding als jede moderne Uhr. So erklang der Gong in fortlaufender Zahl vom Morgengrauen bis zum Mittag. Der Tag beginnt, wenn die Ziegel auf dem Dach gezählt werden können, oder wenn man die Haare auf dem Rücken einer menschlichen Hand gegen den Himmel unterscheiden kann. Nach der Mittagsstunde zeigt die erste Garhi die Zahl derjenigen an, die bis zum Sonnenuntergang noch zurückzulegen ist.

Übrigens habe ich auch in Nepal den ähnlichen Brauch gefunden. In Birma wird ein solcher Zeitmesser Nayi genannt; auch hier wird nach Verlauf einer jeden Nayi ein Gong geschlagen und nach jeder dritten Nayi das große trommelähnliche Gong vom Turm des Zeitverkünders innerhalb des Palasthofes. Diese Schläge vom „Paho“, dem Turm, werden von kleinen und großen Glocken in den verschiedenen Teilen des Palastes aufgenommen. Die Alten erzählen noch von Zeiten, da die Uhrwächter, wenn sie in ihrer Pflichterfüllung nachlässig waren, auf dem öffentlichen Markte geköpft wurden. Jetzt wird dem Schuldigen als Strafe einfach ein Abzug von seinem Gehalt gemacht.

In vielen Tempeln werden diese Uhren astronomisch eingestellt und sind oft mit wissenschaftlichen

Zeichen in Sanskritlettern versehen. Diese Uhren sind von der kompliziertesten Art, und oft sind sechs bis acht Menschen mit ihrer Bedienung betraut, vier für die Tagesstunden und ebensoviele für die Nacht, so daß nur reiche Tempel diesen Luxus sich erlauben können. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Hochzeiten werden diese alten Uhren heute noch verwendet. Der Brahmine bringt das Kupfergefäß, und der Bräutigam hat die Uhr zu bedienen. Er muß die Stunden zählen bis zur Zeit, die ihm bestimmt ist zu seinem Eintritt in das Hochzeitszelt. In neuerer Zeit wird der alte Apparat ersetzt durch die moderne Uhr, der amtierende Priester besteht aber auch heute noch auf dem Herbeischleppen des Gefäßes, da er dafür einen bestimmten Tribut erhält. Der europäische Reisende wird solche Uhren noch antreffen im Tempel von Venkatagari und in alten Gerichtshöfen eingeborener Staaten im Innern des Landes, weit ab vom rasenden Betriebe neu-abendländischen Fortschrittes.

Deoghar ist noch durchaus Hindustadt, in der die Damen der obersten Kasten, die in der Großstadt noch die Sitte des „Purdanischah“ in aller Strenge befolgen, unverschleiert und oft sogar ohne Begleitung ihrer Wächter umherwandern. Der Abendländer, der sonst selten das Glück hat, eine Hindudame aus hoher Kaste von Angesicht zu sehen, und sein Urtheil über indische

Frauenschönheit nur aus den Gesichtern der abgehärmten Frauen aus dem Volke in den Straßen und den Basaren schöpfen kann, sinkt von einem Staunen in das andere beim Anblick jener Götterantlitz, die sich in Deoghar seinem Blick entschleiern. Dort mag er erkennen, daß die Gestalten Kalidassas und anderer indischer Dichter nicht der Dichterpantasie, sondern dem Leben entstammen. Seltsam berührte es mich, als wir auf unserem ersten Abendspaziergange, an den blumengeschmückten Landhäusern vorbei, die Hindudamen in hellen leichten Seidengewändern Tennis spielen sahen. Das hatte ich noch nie gesehen.

Die Nacht brach herein, und wir mußten zurück, denn Verwandte und Freunde Aruns waren zum Essen geladen. Selten befand ich mich in anregenderer Gesellschaft; es waren junge Herren aus Kalkutta, teils Studenten, teils junge Grundbesitzer, und als wir nach der gemeinschaftlichen Mahlzeit in der offenen Veranda bei Pan und Hukah bis in die Morgenstunde hinein zusammensaßen, der eine Geschichten erzählend, der andere ein Lied vortragend oder auf der Bhaja ein waltes Lied spielend, da war es mir, als wäre ich zurückversetzt um Jahrhunderte in die Atmosphäre klassischer indischer Kultur.

Der Liebste unter den Gästen war mir ein Vetter Aruns mit Namen Hemchandra, einige Jahre älter

als mein Freund, voll lustiger Einfälle, mit lustigen Koboldaugen und einem zu Herzen sprechenden Lachen. Er war als zehnter Sohn seines Vaters ein armer Teufel, der nach mühevoll bestandnem Examen versuchen mußte, mit Hilfe seiner bessergestellten Verwandten irgendwo in der Verwaltung einen Posten zu erhalten. Einmal hatte er eine Stellung angenommen bei einem alten reichen Zemindar, der ein noch sehr junges Weib besaß. Hemchandra erzählte nicht gern von dieser Zeit, aber er versprach mir, wenn wir einmal unter uns sein würden, sein Abenteuer zu beichten.

Der nächste Tag war jenem denkwürdigen Ausflug nach dem Parasnath gewidmet, den ich im ersten Kapitel schon beschrieben habe; erst am dritten Tage sollte meine hochgespannte Erwartung befriedigt werden; ich sollte den Tempel von Deoghar, dazu noch am Feste des Ganescha-Chatra (Ganescha-Feier) schauen.

Das Fest begann, wie allgemein üblich, mit Anbruch der Nacht, aber am Nachmittage entwickelte sich schon eifriges Treiben in der Stadt. Je näher wir dem Tempel kamen, desto lebhafter wurde es. Das Heiligtum befindet sich auf einer kleinen Anhöhe über der Stadt und besteht aus einer Anzahl von Tempeln, die kreisförmig das eigentliche Heiligtum mit dem Mahadeo¹⁾ im Innern umgeben. Eine

¹⁾ Siva, der oberste Gott.

hohe Mauer umschließt das Ganze. Die etwa drei Meter hohe Eisenpforte, über der sich eine Marmortafel mit der bedeutamen Inschrift befindet: „Eintritt für Andersgläubige strengstens untersagt“, stand weit geöffnet, und eine dichte Menschenmenge schob sich durch den Eingang. Wir betraten einen großen, mit Steinfliesen belegten Hof. In seiner Mitte stand das Heiligtum, ein etwa zehn Meter im Durchmesser runder Bau, mit einer hohen Kuppel aus Marmor. Rings um das Gebäude zieht sich eine Art Terrasse von einem Meter Breite, auf der weißgewandete eingeborene Frauen, das Tuch tief über das Antlitz gezogen, saßen in betender Stellung, das Gesicht dem Innern zugekehrt. Sie flehten die Gottheit an um Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, den Segen der Mutterchaft.

Die Thür zum Sanktissimum ist so niedrig, daß man sich beim Eintreten bücken mußte. Frauen und Nicht-Brahminen dürfen nicht vor das Heiligtum treten. Einige junge Priester, denen wir bei unserm Rundgang durch die Seitentempel, die den niedrigeren Gottheiten geweiht sind, auffielen, folgten uns neugierig bis zum Eingang, einer trat sogar mit uns ein. Das Innere war beleuchtet von messingnen und zwei silbernen Ampeln, in den Ritzen der kreisförmigen Wand steckten lange Räucherstangen. Das vielleicht zwei Meter hohe und ein Meter breite

Lingam¹⁾ stand in einem ovalen marmornen Becken, welches den weiblichen Teil des Geheimnisses darstellt. Das Lingam war aus einem Block gemeißelt und die vielen Ghibdfer, die im Laufe der Jahrhunderte von den Priestern dargebracht wurden, indem man das Lingam damit bestrich, hatten dem Stein das Ansehen gegeben, als wäre er von braunem Firnis überzogen. Weiße und rote Blüten lagen vereinzelt oder in Kränzen aneinandergereiht darüber oder zu seinen Füßen. Wir warfen uns vor dem Symbol der Gottheit, wie jeder andere Wallfahrer nieder, und berührten den Boden zu Füßen des Mahadeo mit dem Gruße der Andacht: „Hari-bol, Hari-bol“. „Herr segne uns!“

In einem großen kupfernen Becken befand sich das Geld, das die frommen Pilger als Dpfergabe hineingelegt hatten; vom bescheidenen Kauri, von

¹⁾ Das Geschlechtsleben läßt sich aus der indischen Religion nicht herauslösen, auch aus ihrem Ritus nicht. Ich habe in einigen größeren Tempeln der Inder sogar männliche Prostituierte getroffen. Die Geschlechtshandlung ist beim Hindu wie bei fast allen primitiven Völkern vorzüglichster Ausdruck des ewigen Wirkens und Gebärens der Natur — des großen Lebensgeheimnisses. Das Geschlecht als solches und seine natürlichen Funktionen sind Symbole des unergründlichen, ewig wirkenden Seienden. Deshalb ist der Lingam (Phallus) das häufigste und verehrteste Symbol des Gottes Eiva. Meistens ist es umgeben von einem Kreis, der das Symbol des weiblichen Prinzips ist.

denen 48 den Wert der niedrigsten Kupfermünze, einen Peisa¹⁾, ausmachen, bis zur Silberrupie, ja, sogar einige Goldmohurs funkelten dazwischen. Die Wand um den Mahadeo herum war behangen mit Weihgaben aller Art, wie auch die Wände des Seitentempels mit ihnen geziert waren. Da hingen allerlei Figuren aus Lehm, Silber, Gold, Kupfer, Messing, ja selbst aus Wachs, Beine, Arme, auch Tiere darstellend, zum Beweise, daß auch die Bitten für Heilung der Haustiere erhört worden waren. Wer den Tempel von Deoghar oder andere seinesgleichen betritt, kann sich des Vergleichs mit einem katholischen Wallfahrtsort nicht erwehren.

Sehr verschiedener Art sind die Gelübde und Weihgaben, die der Hindu darbringt, um Erfüllung seiner Wünsche zu erlangen. Er fastet nicht nur und übt Bußwerke, die oft an das Wunderbare grenzen, sondern er sucht sich der Götter Gunst auch durch alle möglichen Gelübde zu sichern. Während der Hindu höherer Kasten mit Vorliebe Blumen und Früchte seinen Gottheiten darbringt, opfern die anderen Kasten den ihren meistens Tiere, wie Hühner,

¹⁾ 1 Rupie = 16 Annas, 1 Anna = 12 Pies, 1 Pie = 3 Peisa, 1 Peisa = 48 Kauris, die weißen Muscheln gleichen, die in Ketten aneinandergereiht als Halsketten den Zebuochsen umgehängt werden.

Ziegen, Schafe, bei großen Anliegen, wenn etwa ganze Dörfer ein Opfer darbringen, selbst Ochsen. Die Götter, denen solche blutige Gaben dargebracht werden, haben geringeren Rang. Die höhere Kaste bringt ihre Opfergaben dem Mahadeo von Deoghar, dem Tirunarayana von Melkot, dem Subramanaya von Palni, der Kali oder Durgama von Khaligat, dem Viraraghava von Tiruvallur oder dem Gotte Venkateschwar dar. Oft benennen die Hinduwäter, um sich die Gunst ihrer Gottheit zu sichern, ihre Kinder mit einem dieser Götternamen. Nur in vereinzelten Fällen greifen sie dabei auf die Gottheiten niederer Kaste zurück.

Das Ganeschafest dauert zehn Tage und bedeutet für die niederen Kasten etwa das, was für uns der Karneval. In gewissen Gegenden nimmt das Holidewali Formen an, daß Frauen besserer Kaste sich auf der Straße nicht zeigen dürfen. Wo ein Dorf nicht im Besitze eines dem Gott Ganescha geweihten Tempels ist, errichtet es eine Art Laube und stellt darin eine Gestalt aus Lehm und Stroh auf, der das Volk dann seine Speiseopfer darbringt. Die stolzen Brahminen bleiben diesen Festen fern und senden nur im geheimen Hühner, Schafe und Ochsen als Schlachtopfer hin. Die Verbrennung des Bildes beschließt die Feier. Befindet sich aber ein Teich in der Nähe, wird das Bild in ihn versenkt. Während des Festes

wird meistens folgendes Zeremoniell beobachtet: ein Gefüge von Bambus in der Form eines Wagens, bedeckt mit bunten Papierstreifen, wird auf dem Kopf in den Straßen herumgetragen. Oft sind im Innern des papiernen Gehäuses Lampen angebracht. Solche Prozessionen sehen dann bei Nacht mit ihren tausend wandelnden Lichtern märchenhaft schön aus.

Kein Hindu wird einen Tempel betreten, ohne eine Gabe von Früchten mitzubringen, vor allem Bananen und Kokosnüsse. Vor jedem Heiligtume, sei es noch so schlicht, auf der einsamen Landstraße oder im kleinen Dörfchen, oder auch im prunkvollen Tempel der Großstadt findet man leere Kokosnußschalen. Auch vor einen eingeborenen Herrn von Rang tritt der Hindu nicht, ohne ihm eine Frucht, gewöhnlich eine geschmückte Zitrone, als Gabe zu bieten. Ebenso erhalten Europäer, die zu Festlichkeiten eingeladen sind, Blumen und Früchte. Dieser Brauch hat sich sogar ausgedehnt auf die christlichen Feiertage, Weihnachten und Neujahr. Da kommt das Heer der eigenen Diener wie der unserer Freunde mit Zitronen und Bananen in den Händen und bieten sie mit innigen Glückwünschen dar. Im symbolischen Sprachgebrauch der Gesellschaft heißt das: „Balschisch“. Englische Beamte dürfen keine Geschenke annehmen; die Vorschrift nimmt aber Blumen und Früchte aus. Wer also bestechen will, findet hier einen Aus-

weg. Ich habe Blumenspenden erhalten, in denen, wie ein Vergißmeinnicht verborgen, ein blauer Schein mit dem Titel „Bank of Bengal“ sich befand. Die Geber waren Studenten, die das Geld erspart oder bei Verwandten erbettelt hatten, um meine Gunst für die nächste Prüfung zu erlangen. Auch das sind Weihgaben! —

Wenn es dem Gelobenden nicht möglich ist, zur festgesetzten Zeit den bestimmten Tempel oder Wallfahrtsort zu erreichen, so schneidet er vom Haupte seines Kindes ein Büschel Haare, schließt es in ein Gefäß und wirft dies beim nächsten Tempelbesuch in den Opferkasten. Wenn Krankheit oder sonstige große Noth dem Hindu droht, schneidet er sich das Haar ab und opfert es seiner Gottheit. Selbst bei dem Draviden herrscht der Glaube, daß das Opfern von Locken die Seele der Verstorbenen erlöst und die Gunst jener Gottheit ihm zuwendet, die über seine täglichen Leiden und Freuden zu bestimmen hat. Auch die Witwe, die beim Tode ihres Gatten ihr Haupt des Haarschmuckes beraubt, wird zum guten Theil von diesem Glauben geleitet. Bei den Brahminenfrauen des Südens aber hat die Eitelkeit über das religiöse Gefühl gesiegt; sie schneiden als Gabe für die Götter sich nur eine kleine Locke ab.

Oft war ich auf meinen Wanderungen Zeuge andächtiger Verehrung, die Meilensteinen und Grenz-

pfählen gezollt wurde; sogar in der vom Abendland sehr beeinflussten Stadt Madras befindet sich zwischen dem Frauenkrankenhaus und dem Museum ein Grenzstein des Stadtbezirks, dem göttliche Eigenschaften zugeschrieben werden. Die Leute behaupten, daß im nahen Banyanenbaume ein Geist wohne, der das Hospital beschützt und dem die schwangeren Frauen, wenn sie ohne Schwierigkeiten entbunden sein wollen, ihre Opfer bringen müssen. Jede, die zur Entbindung die Klinik betrifft, verspricht dem Stein vorher eine Gabe von Früchten oder Blumen, wenn die Geburt glücklich verlaufe, und Tag für Tag kann man entlassene Frauen dort sehen, die dem im Stein wohnenden Geiste zum Danke Kokosnüsse und Blumen opfern.

Auf einer Reise, die ich ein Stück des Weges in Begleitung von Banjaras machte, erkrankte einer der kleinen Zebu-Ochsen, die sie zum Tragen der Lasten verwenden; da hingen die Leute die Glocke des Tieres an einen Baum, in dem nach ihrem Glauben ein Geist wohnte, hoffend, daß die Krankheit mit der Glocke dort verbleibe. Einst fuhr ich mit Govind auf der Straße von Badaga nach Keti an einem Baum vorüber, von welchem eine solche Glocke niederhing, und da niemand in der Nähe war, wollte ich sie mir aneignen. Trotz Govinds



auf den Hals zu laden, nahm ich sie mit, und zwei Tage darauf brach sich einer meiner Ochsen beim Kreuzen eines Flusses ein Hinterbein! Govind triumphierte über diese gerechte Strafe.

Auf der Straße nach Tirupati hat die Göttin Gautala Gangamma ihren Sitz in einem Margosabaum, der von einem Termitenhügel umgeben ist. Wer an diesem Baum vorübergeht, reißt ein Stück von seinem Kleide ab, bindet es an einen Zweig und legt einen Stein auf den Hügel. Manchmal opfern die vorübergehenden Wanderer auch Hühner und binden Kopf und Beine des geschlachteten Tieres an den Baum. Im Teluga-Lande an der Ostküste habe ich sogar die Bekanntschaft des „Lumpen-Gottes“ gemacht; die ihm gebrachten Opfer bestehen aus Lappen, die an den Balbul-Baum (*Acazia arabica*) gebunden werden, um der Gottheit Schutz und Gunst für eine glückliche Reise zu erlangen. Noch weiter unten, nach Tutticorin zu, sah ich einen Baum, der behangen war mit Schädeln, Knochen, Ziegenhörnern und Pfoten verschiedener Tiere.

In Aligheri steht der Devasthanam-Tempel, in dem eine Gottheit thront, die eine Vorliebe für Schuhe hat. Jährlich erscheint sie vier Personen in vier verschiedenen Orten des Bezirks und teilt ihnen in einem Traumgesicht mit, daß sie ihr je einen Schuh machen müssen. Die Betreffenden wissen ihr

Haus, verrichten ihre Gebete an die Gottheit und bestreuen den Boden ihres Zimmers mit Reismehl. Darauf wird das Zimmer für die Nacht geschlossen und — am andern Morgen findet man den Abdruck eines großen Fußes, nach welchem das Maß genommen wird. Ist der Schuh fertiggestellt, so wird er in feierlicher Prozession durch die Straßen des Dorfes getragen und zuletzt der Gottheit in den Tempel von Terupati gebracht. Ein Pujari¹⁾ behauptete, daß alle Schuhe das gleiche Maß haben und sich zu einem Paar fügen, trotzdem die Anfertiger derselben aus verschiedenen Gegenden stammen und einander nicht kennen. Die Schuhe werden vor dem Bild des Gottes hingestellt, und mit der Zeit werden sie sogar auf geheimnisvolle Weise abgenutzt.

Ein uraltes Gelübde findet heute noch in Belur seine Erfüllung. Der Gott des Tempels macht seiner Gemahlin auf dem Baba-Budan-Hügel zuweilen einen Besuch, und in seinem Heiligtume werden zu diesem Zwecke ein Paar Pantoffel aufbewahrt. Es ist ein Vorrecht der Schuster von Channageri und Biswapatna, die abgelaufenen Schuhe des Gottes durch neue zu ersetzen, und er versäumt nicht, in Traumgesichtern und andern Erscheinungen sie auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen. Obwohl der

¹⁾ Eigens für die täglichen Opfer angestellter Priester.

Schuster ein Paria und ihm als solcher der Eintritt zum Tempel verboten ist, nehmen die Brahminen in diesem Falle von der strengen Vorschrift Abstand, indem sie ihm erlauben, ausnahmsweise bei dieser Gelegenheit den inneren Hof des Tempels zu betreten. Nachdem er ihn wieder verlassen hat, wird das Bild des Gottes und das Innere des Tempels einer Reinigung durch die Brahminen unterzogen. Am Fuße der Anai-Malai-Berge steht ein der Trimurti¹⁾ geweihtes Heiligtum, umgeben von zahlreichen mit Schuhen aller Größen behangenen Bäumen.

Es ist keine Seltenheit, daß Wallfahrtsorte von Hindu und Mohammedanern gleichzeitig besucht werden, wie z. B. das Grab des moslemitischen Heiligen Masthan Ali in Timmancherla. Im Monat April jeden Jahres kann man Scharen von Menschen begegnen, die aus weiter Ferne kommen, um der Gedächtnisfeier beizuwohnen, und wenn man an jener schlichten Grabstätte Mohammedaner und Hindu in gemeinschaftlicher Andacht vereint sieht, möchte man glauben, daß die Feindschaft zwischen den beiden großen Religionsgemeinschaften Indiens doch nicht so tief wurzelt, als in Europa allgemein angenommen wird. Die Frauenwelt ist unter den Pilgern am zahlreichsten vertreten, ja, ich habe bei

¹⁾ Dreieheit, bestehend aus Brahma, Wischnu und Sebu.

meinem Besuche dort unter der Menge sogar christliche Frauen getroffen, die, nachdem sie bei den Kirchenheiligen keine Erhörung gefunden hatten, dort Gewährung ihrer Bitte um Mutterschaft erhofften. Die Opfer werden von Moulvis und Pujaris abwechselnd dargebracht. Auf dem Markte in Tirupati kaufte ich in einer Zeltbude geschnitzte hölzerne Figürchen, welche Frau und Mann in nacktem Zustande darstellten, und mein Schüler, der mich begleitete, erklärte mir, daß kinderlose Frauen an diesen Figuren die Zeremonie des Ohren-durchstechens vollziehen, im Glauben, daß daraus ihnen Kindersegel erwachse. Auch wenn in einer Familie ein erwachsener Knabe oder ein Mädchen, die noch nicht verheiratet sind, stirbt, veranlassen die Eltern doch eine Hochzeit zwischen diesen Puppen, in der frommen Zuversicht, daß bald darauf die Hochzeit ihres Kindes folgen werde. Auch die in „Mein Indien“ beschriebene uralte Sitte des Hohen-schwingens verdankt ihre Entstehung einem Gelübde.

Nun zurück nach dieser Abschweifung in das grenzenlose Gebiet volkstümlicher Gebräuche in Zusammenhang mit den Gelübden und Wallfahrten nach Deoghar, dessen Bedeutung dadurch erst anschaulich wird.

Die Sonne war hinter den dunkelblauen Wolken-zacken verschwunden; ihre letzten Flammen verblaßten,

und die Sterne am Riesendom traten hervor, immer heller und klarer, bis zuletzt, als die Dunkelheit ganz hereingebrochen war, die silberhelle Milchstraße am Himmel sichtbar wurde. Von der Stadt herauf klangen die Stimmen der vielen Menschen und vermischten sich mit dem Lärm im Tempelhof, daß es sich anhörte wie das Dröhnen der Brandung an der Meeresküste. Von der Menge geschoben, wandelten wir noch einmal von einem Seitentempel zum andern. Diese waren nun im Innern hell erleuchtet von Öllämpchen ohne Zahl. Auf langen Eisenständern vor den Bildern der Gottheiten brannten die Räucherkerzen mit jenem süßlich scharfen Geruch, der den indischen Tempeln eigen ist. Zur Rechten und Linken vom Tempelzugang standen Zeltbuden, wie man sie in Benares und sonst an heiligen Orten an den Opfertagen sieht, und in den Buden wurden Rosenkränze feilgeboten, Amulette, Talismane, Götterfiguren aus allen möglichen Stoffen, groß und klein, wunderschön gearbeitete Kostbarkeiten aus Gold und Silber, und auch wieder gräßlich plumpe, grell bemalte Lehmfiguren.

Immer dichter wurde das Gedränge, nur in einer Ecke des Hofes war ein freier Raum; er war nicht abgesperrt, und doch hielt sich die Menge zurück. Dort stand ein Yogi, nackt, zu seinen Füßen das Leopardenfell, mit einer Almosenchale, in der Ge-

treidekörner aller Art sich befanden. Sein Körper trug keinerlei Abzeichen und war nicht mit Asche bestreut, wie es sonst bei jenen üblich ist, die sich in öffentlichen Tempeln der Menge zeigen. Das Haar war in der Mitte gescheitelt und reichte bis über die Schultern hinunter; das Gesicht war dunkelbraun mit zwei mildernsten Augen, die hinwegschauten über die gaffenden Menschen in eine unendliche Ferne. Von den Umstehenden hörten wir, daß er schon vier Jahre an dieser Stelle stände und nie sich fortbewegt hätte, selbst nicht zum Schlafen. Ich habe auf meinen Reisen so viele Wunder gesehen, daß auch dieses mir nicht unglaublich vorkam.

Je mehr die Dunkelheit zunahm, um so wunderbarer wurde das Schauspiel im Tempelhof. Die Buden waren hell beleuchtet von Lampen aller Art, und es war keine Zinne, keine Kante im ganzen Umkreis, wo nicht ein winziges Licht neben dem andern brannte, ein Liniengewirr von hier- und dort- hin zuckenden, huschenden Lichtern. Manchmal schien es, als wollte der sanfte Nachtwind, der von den Hügeln herüber die Stadt heraufstrich und den Geruch von Weihrauch mitbrachte, die winzigen Lichter auslöschen. Dunkelheit senkte sich in Pausen herab, aber gleich flammte der Schein wieder empor. So spielte der Abendwind mit den Lichtern und nahm teil an den Freuden der Menschen und Götter.

Das ist der Unterschied, der einem so offensichtlich vor Augen tritt, zwischen den Tempelfeiern bei den Hindus und den Buddhisten. Während bei diesen fast jede Handlung von Priestern vollzogen wird, nimmt an den Festen der Hindu alles teil, selbst die kleinen Kinder. Die Religion und das Glaubensleben mit all seinen Formen und Festlichkeiten durchdringt das ganze Leben des Hindu, von der Geburt bis zum Tode. Die Kulthandlungen sind nicht wie bei uns ausschließlich Vorrechte des Priesters; und jener feierliche Zwang, der die Kirchen des Abendlandes kennzeichnet, fehlt in den indischen Heiligtümern. Ein unvergeßliches Schauspiel, die unzähligen Lichter in den Nischen und Kanten des Tempels, die Mannigfaltigkeit der Farben in der Kleidung der dichten Menschenmenge, und über allem der glitzernde, sternbesäte Himmel. Die Menge gab sich mit Leib und Seele dem Feste hin, laut rufend und schreiend; ab und zu rannte ein kleiner Junge mit einer ausgebrannten Fackel zum Feuerbecken und entzündete sie von neuem oder begoß die verkohlten Lappen mit neuem Öl; und wenn manchmal ein Tropfen der heißen Flüssigkeit auf einen nackten braunen Rücken vor ihm niederfiel, gab es wohl einen Ausruf kurzer Entrüstung, aber der Begeisterung tat das keinen Abbruch.

Es war etwa die zehnte Stunde, als der eigent-

liche Festakt begann. Der Hof des Heiligtums war nun überfüllt. Die Frauen trugen fast alle den roten Sari, ihre straff gescheitelten Haare glänzten vom dufenden Öl, und weiße oder rote Blüten steckten im Haar. Alle waren geschmückt nach ihrem Vermögen, und trotz des Lärmes hörte man das leise Klirren der silbernen Spangen an den Füßen. Girlanden von Mangoblättern und Blüten hingen von Heiligtum zu Heiligtum und endigten, eine Gasse von Blumen bildend, an den Pforten des Einganges. Aus dem Innern des Haupttempels erklang Glockengeläute; die Priester beteten noch die Hymnen vor dem Mahadeo. Rechts und links vom Eingang saßen auf Teppichen die Musikanten mit ihren uralten Instrumenten und begannen, nachdem die Brahminen im Innern Gebet und Opfer beendigt hatten, ihr Spiel. Die Weisen, die sie spielten, mögen vor Jahrhunderten schon an den Festen des Tempels erklungen sein. In Indien verändert sich nichts. Religiöse Gebräuche, wie sie vor fünfshundert Jahren geübt wurden, sind noch heute die gleichen.

Dann verstummte das Läuten der Glocken und Blasen der Muscheln; die Priester erschienen vor der Thür des Heiligtums. Ein Augenblick des Schweigens legte sich über die tausendköpfige Menge; sie wich nach rechts und links auseinander und bildete eine

Gasse. Die Priester waren weiß gekleidet, der Oberkörper war nackt, nur die heilige fünffache Schnur hing von der linken Schulter auf die rechte Hüfte hinüber, das Abzeichen ihrer Priesterwürde. Vier blieben am Eingang des Tempels stehen, die andern gingen durch die Menschen hindurch, das Haupt zur Erde gesenkt, über den Hof zum Eingang und verharreten dort eine Weile.

Auf einmal erkönte der Ruf: „Möhunt!“¹⁾ Der Oberpriester! Dieser Ruf pflanzte sich weiter, bis alle wiederholten: „Möhunt!“ Der Oberpriester! Die erwartenden Brahminen traten rechts und links zur Seite. Der Oberpriester erschien. Er war gekleidet wie seine Kollegen, weißes Hüftentuch und die Schnur über der Brust. Sein Gesicht war nicht völlig zu erkennen, denn ein weißes Tuch bedeckte seinen Mund, damit er den Hauch der Menge nicht einatme. Aber was ich aus seinem Antlitz lesen konnte, war Lusternheit und Gier; und in der That wurde meine Annahme auch nachher allerseits bestätigt. Er soll trotz seines Gelübdes der geschlechtlichen Enthaltbarkeit ein ans Lasterhafte grenzendes Leben führen. Die Priester verbeugten sich tief vor ihm, dann schritten sie neben und hinter ihm wieder

¹⁾ Ihm obliegt das Amt des ersten Morgenopfers im Beisein sämtlicher Priester, und so lange er zelebriert, darf kein Laie den Tempel betreten.

durch die Gasse der Menge zum Hauptheiligtum hinein. Ein junger Priester folgte dem Mohunt mit einem großen Fächer aus Pfauensfedern. Heiliger Vorschrift gemäß muß der Mohunt für die kommende Feier durch zweitägiges Fasten sich vorbereiten. Als er mit seiner Begleitung langsam dahinschritt, warfen die vordersten sich vor ihm auf die Erde, aber sie durften nicht einmal seine Füße berühren, sonst wäre er verunreinigt gewesen, und die Feier hätte nicht stattfinden können. So war seine Begleitung darauf bedacht, die Frommen zurückzudrängen. Dann betrat er das Heiligtum. Die vier am Eingang stehenden Brahminen folgten ihm, und noch einmal brachte er nun allein dem Mahadeo das Lichtopfer dar. Nach etwa 15 Minuten war diese Zeremonie vollbracht, die Glocken und die Muschelhörner ertönten, die Menge rief wie ein gewaltiger Chor „Hari-bol! Hari-bol!“ und dazu fiel manchmal der Ruf: „Govinda! Govinda!“ („Göttlicher! Herr!“). Die Musikanten bearbeiteten mit Macht ihre Instrumente, dann erschienen von der Seite durch die Menge sich hindurchwindend etwa zwanzig Tempelmädchen und nahmen hinter den Musikanten Stellung.

Deoghar hat wie alle größeren Wallfahrtsorte und Tempel seine Devadasi oder Tempelmädchen. Sie gehören zum Tempel und sind meistens Konkubinen der Priester, es ist ihnen aber nicht ver-

wehrt, mit andern, dem Tempel nicht zugehörenden Männern zu verkehren. Nur bei officiellen Festlichkeiten müssen sie zugegen sein, sonst genießen sie vollständige Freiheit. Die Devadasi stehen in höherem Ansehen als Frauen ihres Ranges und Berufes im Abendland. Die glühende Begeisterung der Indienfahrer für die Schönheiten der Bajadere kann ich freilich nicht teilen; sie schienen mir durchaus nicht der Gipfel indischer Frauenschönheit zu sein. Die meisten von ihnen haben in ihrem Gesicht einen Ausdruck der Seelenlosigkeit, der fast an Stumpfseeligkeit grenzt. Zum Theil mag das daher kommen, daß der feine Anstand der indischen Frau gebietet, so wenig wie möglich von ihren inneren Gefühlen durch das Antlitz zu verraten. Schon jüngere Devadasi sehen aus wie Kinder mit der Erfahrung alter Frauen, und was sie in ihrem Tanz geben, der hauptsächlich aus lusternen Wendungen des Körpers besteht, hat in mir stets mehr Wehmut als Wohlgefallen hervorgerufen. Das Ende der Devadasi ist gewöhnlich, daß sie entweder Geld genug zusammenbringen, um ein Freudenhaus zu eröffnen und Kupplerinnen zu werden, oder sie erwerben mit ihren Ersparnissen oder den Mitteln, die ihnen ein alter Liebhaber zur Verfügung stellt, einen Tabak- und Betel-Laden. Deoghar ist bekannt in ganz Bengalen für die Leichtlebigkeit seiner Priester, und

ich muß gestehen, daß ich auf meinen Wanderungen ein so loses Völklein von Tempeldienern noch nicht getroffen hatte wie an jenem Wallfahrtsort. Er hat auch einen solchen Ruf erlangt, daß eine Hindufräule aus gutem Hause, die eines Gelübdes wegen dorthin pilgert, stets von ihrem Mann begleitet wird. Den allerschlechtesten Ruf aber genießt der Mohunt.

Endlich setzte sich die Prozession in Bewegung, voraus die Musikanten, hinter ihnen die Tempelmädchen, dann die Priester und in einem Abstand von etwa fünf Schritten der Mohunt, vor sich das verhüllte Bild des Gottes Siva tragend wie eine Monstranz. Als er durch die dichte Menge hindurch dem Ausgange zuschritt, erhoben alle die Hände zum Gebet, und der Name der Gottheit erklang in der sternenhellen Nacht. So bewegte sich der Zug über den Hof hinaus auf die Straße, hinunter zum Teich, der wieder von Tausenden von Lichtern und Feuern beleuchtet war.

Die Legende erzählt, daß in den Zeiten, da die Götter noch unter den Menschen lebten, Hanuman im Streite war mit dem Schlangengott und seinem zahlreichen Heere. Lange währte die blutige Schlacht, und der Affengott geriet in große Bedrängnis. Da rief er in seiner Not den gewaltigen Gott Rama an, der in den eisigen Höhen des Himalaja wohnt. Dieser eilte mit seinen Legionen durch die Lüfte,

um seinem Lieblinge Hilfe zu bringen. Auf dem Wege aber kam ihm ein menschliches Bedürfnis an, und er stieg zur Erde nieder. Der Ort, an dem er niederstieg, heißt jetzt Deoghar, und der Teich, der sich unterhalb des Tempels bildete, enthält das Wasser Ramas. Das Wasser des Teiches ist wunderwirkend wie das Wasser des Teiches Bethesda im Neuen Testament, zu dem einstmals ein Engel Gottes niederstieg, es mit seinem Stabe berührend. Wer im Tempel geopfert hat, dann die Stufen hinuntersteigt zu jenem Teich und dort badet, wird von jeder Krankheit geheilt.

An der untersten Stufe des Teiches, in dem die zahllosen Lichter ringsum, vereinigt mit den strahlenden Sternen am Himmel, wie in einem Spiegel funkelten, lag ein Floß, etwa vier Meter im Quadrat, an zwei Pfählen angebunden, behangen mit Flitterzeug aller Art und von einem Baldachin überspannt. Kleine Lichter brannten am Rande des Flosses, und von den Pfählen an den vier Ecken hingen Papierlaternen herunter. Auf dem Floß stand eine Erhöhung wie ein kleiner Altar. Der Mohunt und vier Brahminen bestiegen das Floß; dann setzten zwei Knaben sich an sein äußeres Ende mit einer Art von Ruder, das Floß stieß ab vom Ufer und bewegte sich der Mitte des Teiches zu, begleitet von den Segensrufen der unzähligen

Menschen um den Teich herum. In der Mitte angekommen, erhob sich der Oberpriester und enthüllte die kleine Statue, hob sie empor, als wollte er damit die Menschenmenge segnen. Es sah aus, als hielt ein Priester im festlich beleuchteten Dom die heilige Monstranz empor. Dann beugte er sich zur Wasserfläche nieder und versenkte das Bild im Teich. Während er dies tat, erscholl aus Tausenden von Kehlen der andachtsvolle Ruf: „Hari-bol! Hari-bol! Herr segne! Herr segne!“ Als das Bild des Gottes im Wasser verschwunden war, kam das Floß wieder ans Land. Der Oberpriester verließ es, die Menge bildete eine Gasse, und in der gleichen Ordnung wie er gekommen war, stieg der Zug wieder, gefolgt von der Menge, in langsam feierlichem Gange die Stufen zum Tempel hinauf. Noch einmal betrat der Mohunt das Heiligtum, brachte noch einmal das Opfer dar von Lichten, Blumen und Früchten; draußen vor dem Heiligtum ertönte Glockenklang und Musik; dann verließ er, umgeben von seinen Begleitern, den Tempel.

Die Feier war zu Ende. Aber erst lange nachher, in vorgerückter Morgenstunde verließen die Menschen den Tempel und gingen in ihre Häuser, oder wer fremd war, in eine der zahlreichen Dharamsalams (Herbergen für Pilger), die jeder Wallfahrtsort aufweist. Mit den letzten verließen auch

wir das Heiligtum und gingen hinaus auf die Straße, hinunter zur Stadt und durch die engen Gassen hindurch über den Markt in der Richtung unseres Hauses. Vor den Häusern, deren Läden geschlossen waren, lagen hier und dort schlafende Menschen, und an einer Ecke, wo in einem kleinen Tempelchen vor dem Götterbild noch ein Öllämpchen brannte, kauerten drei obdachlose Aussätsige, die zerrissenen Lumpen tief über das Gesicht gezogen. Im Osten zog schon das Grau des kommenden Tages heran. Als wir an den letzten Häusern vorbeigingen, kam aus einer Seitengasse der Kotwal oder Nachtwächter, ein alter, graubärtiger Mann mit einem langen Bambusstab und Holzsandalen an den Füßen, die auf den steinernen Fliesen widerhallten, als ginge er über Gräfte. Mit dem Stabe schlug er ab und zu auf die Steinplatten und manchmal an die hölzernen Pfosten eines Hauses am Wege. Wir waren schon außerhalb der Stadt auf der Straße, die sich zwischen den Villen hinzieht, umgeben von Gärten mit schwer duftenden Blumen. In einem Busch am Wege flatterte ein in seiner Ruhe aufgestörter Vogel, und von weit her erklang das gespenstige Bellen eines Schakals. Als wir schon fast unser Haus erreicht hatten, hörten wir durch die stille Nacht die Stimme des alten Kotalwal; deutlich trug der Morgenwind

seine Worte uns zu: „Siva Namaschkar, tisra genta mara!“ — — „Siva segne euch, die dritte Stunde hat geschlagen!“ — — — — —

Der Tag war angebrochen, die Sonne sandte ihre ersten goldenen Strahlen durch das kleine Fenster in mein Schlafzimmer. Ich lag noch immer wach, und vor meinem Geiste wechselten im bunten Durcheinander die Bilder der vergangenen Nacht, der ernste Yogi, das Leuchten und Funkeln der Lichter im Tempel, die aufgeregten Gesichter der frommen Menge. Noch hörte ich in mir das Rufen des Muezzin, wenn er zum Gebete mahnt, und die sonore Stimme des Nachtwächters: „Siva Namaschkar!“ „Siva segne euch!“

Der Suami.

Von den vielen, die im bengalischen Lande durch ihre Heiligkeit Ruhm erlangt hatten, war einer, der uns alle mächtig anzog — der Suami Sri Devanand¹⁾. Die Persönlichkeit dieses erhabenen Lehrers war mir nicht unbekannt; ich war ihm schon begegnet, als er, von einer Versammlung von Guros in seine Einöde zurückkehrend, in jenem wüsten abgelegenen Dörflein, das mir ein Jahr lang Heimat war, eine Nacht rastete. Ein merkwürdiges Ereignis hatte mir damals seine Persönlichkeit unvergeßlich eingepägt.

Die Nacht war über dem Dschungel hereingebrochen, die Viehherden heimgetrieben in die Kraale des Dorfes, die schmale Mondsichel stand hinter den Palmen, so daß sie sich vom helleren Himmel abhoben wie feingeschnittene Schattenrisse, und die Bul-Bul, der Vogel mit den tausend Liedern, schluchzte ihr erstes Lied in die Nacht hinein. Vom Dorfe her erklang im schwermütigen Alt des indischen

¹⁾ Sri ist ein Titel, den das Volk nur den größten Lehrern verleiht. Deva-anandi heißt: der von Gott Beliebte.

Volksliedes der Gesang der Frauen, und manchmal tönte dazwischen der Klang des Samtam. Ein leichter Zephyr, beladen mit dem Dufte der Dschungelblumen, wehte durch die Bäume um meine Hütte, als der Guami mit seinem Schüler im Lichtkreis des offenen Feuers erschien, das ich vor meiner Klause zum Kochen des einfachen Abendmahls entfacht hatte. So muß das Antlitz des Menschensohnes Meister Lizian vorgeschwebt haben, ein blaßgelbes Gesicht, umrahmt von schwarzblauen Locken und Bart. Die Nase griechisch edel, das Gesicht in vollkommenen Verhältnissen; der Oberkörper bloß, frei von jedem Abzeichen eines gesellschaftlichen Ranges oder einer Sekte; das gelbe Hüfttuch reichte hinunter bis zu den Knöcheln, und die Füße steckten in hölzernen Sandalen. An der Seite die Kürbischale des Bettelmönches und in der Hand den Bambusstab. „Friede sei mit dir,“ sprach er und setzte sich meiner Aufforderung folgend zu mir.

Die alten Vorschriften befehlen dem Sanyassan, auf seinen Wanderungen unter offenem Himmel zu nächtigen und von den Gläubigen nur soviel anzunehmen, als für des Tages dringendsten Bedarf notwendig ist. So war der Mönch mit seinem Schüler durch das Dorf hindurchgegangen und, dem Lichtschein meiner Hütte folgend, zu mir gekommen. Während der Scela den Herd aufbaute und das

Feuer anmachte, erzählte er mir mit klangvoller Stimme, woher er käme und wohin er zöge. Den Einwohnern des Dorfes war sein Name besser bekannt als mir, und es dauerte kaum eine Stunde, so sah ich durch die Bäume das Schimmern kleiner Lichter. Es waren die Fackeln einiger Männer aus dem Dorf, die kamen, den Meister zu begrüßen und seiner Lehre zu lauschen. Ihnen folgten noch andere, und in vorgerückter Nacht saßen etwa 20 Menschen um das Feuer. Obwohl der Suami sichtlich von der langen Wanderung ermüdet war und noch keine Nahrung zu sich genommen hatte, beantwortete er freundlich alle ihre Fragen. Endlich verstummten diese, denn die Männer hatten auf die Kunde von der Ankunft des Lehrers ihre Häuser verlassen, ohne an ihre Mahlzeit zu denken. Da geschah etwas, was viele ins Reich der Wunder und Märchen weisen werden. Der Lehrer wußte, daß jene, die an seinen Lippen hingen, noch nicht gegessen hatten, und wie ein König, der nur zu befehlen braucht, das Essen aufzutragen, sprach er: „Bleibet hier und esset.“ Der Topf, den der Scela auf das Feuer gestellt hatte, enthielt etwa zwei Hände voll Reis und Dhal (Linsen), woran sich kaum zwei Menschen sättigen konnten. Die Leute wunderten sich aber nicht, sondern standen wie gehorsame Kinder auf, gingen zu den Bäumen, pflückten die

handgroßen Blätter und hefteten sie in wenigen Minuten mit dünnen Zweigen zu kleinen Tellern zusammen. Nun erhob sich der Mönch und schöpfte aus dem kleinen Topf einem jeden auf seinen Blättelteller. Schon beim dritten Schöpfen hätte der Topf leer sein müssen, aber der Quami fuhr fort, bis er den letzten bedient hatte, dann gab er sich selbst und seinem Schüler, und alle aßen, auch ich, und ich allein, schien mir's, staunte über das Wunder. Ob hier eine Wirkung hypnotischer Kraft vorlag oder einer göttlichen Macht, wie wir in unserm heiligen Buche lesen, will ich nicht erörtern. Jedenfalls sah ich das Geschehnis mit meinen Augen.

Am andern Morgen verließ der Quami unsere Gegend. Ich begleitete ihn bis an die Heerstraße, die vor Jahrhunderten von den Mogulen angelegt wurde und heute noch die große Verkehrslinie bildet, Tausende von Meilen von Norden nach Süden.

Eine andere nicht weniger wunderbare Geschichte, auch sie erinnernd an ähnliche unseres heiligen Buches, hatte mir einmal Arun in später Abendstunde draußen in seinem Garten in Kalkutta von diesem Quami erzählt. Arun war kein Fürst von Geburt; er hütete wie David die Herden seines Vaters in seinem Heimatdorf, weit abgelegen von der Welt im Norden von Bengalen. Als er eines Abends die schwarzen Büffelochsen nach Hause trieb,

begegnete ihm vor dem Dorfe eine fürstlich gekleidete Frau. Der Troß ihrer Diener lagerte unter Zelten einige hundert Schritte entfernt. Die Frau war niemand anders als die Königin Paikpara; sie war kinderlos, doch vor seinem Tode hatte der Raya ihr die Vollmacht gegeben, einen Thronfolger zu bestimmen und an Sohnes Statt anzunehmen. Aruns Heimatdorf lag in ihrem Reich. Zufällig, auf der Durchreise, besuchte sie es. Noch nie hatte Arun solch herrliches Wesen gesehen. Die Königin fand Gefallen an dem zehnjährigen Jungen. Sie sprach mit ihm und ging mit ihm zu seinem Vater. Am nächsten Morgen verließen Vater und Sohn mit der Rani das heimatliche Dorf, und als sie in Kalkutta ankamen, da geschah das Erstaunliche: der Hauspriester und der Astrologe begrüßten den früheren Hirtenknaben, der schüchtern, seines Vaters Hand furchtsam fassend, vor sie hintrat, mit den Worten: „Heil sei dem König!“

Zwei Jahre vor diesem Geschehnis hatte der Vater Aruns mit seinem Sohne, der damals erst acht Jahre alt war, eine Wallfahrt nach Benares gemacht und dabei auch den Hain, in dem unser Guami sich damals aufhielt, besucht. Die drei hatten sich noch nie gesehen, und der Fürst von Paikpara hatte jenes Vermächtnis an seine Gemahlin noch nicht gemacht. Als die beiden sich hinwarfen

vor dem in tiefer Betrachtung Versunkenen, öffnete dieser auf einmal seine Augen, legte die Hand auf des Kindes Haupt und sprach: „Namaschkar Kumar Bahadur“ „Sei begrüßt, Königssohn!“ — — — Das Kind vergaß die Worte des Guami, der Vater aber barg sie in seinem Herzen, nicht fragend warum und woher, doch zuversichtlich glaubend, daß sie einmal in Erfüllung gehen würden, denn das Karma hat seine geheimnisvollen Wege.

Diesen wunderbaren Menschen also sollte ich am nächsten Tage wiedersehen.

Rings um die Stadt erhebt sich die stets in zartem Blau verhüllte Gebirgskette der Santal-Parganas. Kein einzelner Berg ragt aus ihr hervor. Riesen-große Felsblöcke, abgerundet wie in einer titanischen Gletschermühle, sind aufgeschichtet, wild durchein-ander, und doch immer in seltsamer Schönheit und Harmonie, gewaltige Denkmäler des vorweltlichen Schaffens der Natur. Einst erstreckte sich die Gletscher-welt des Himalaja bis zur Hochebene des Dekkans, ja bis nach Südindien, und als die starren Eis-massen sich langsam nach Norden zurückzogen, blieben jene Blöcke zurück. Auf ihren Gipfeln stehen heute kleine Tempelchen, auf denen weiße und gelbe Fahnen flattern. In den Klüften hier und dort, versteckt im Grün des Bambus, inmitten kleiner Gärten liegen die Einsiedeleien und Klostergemeinden der

Dogis. In einer jener Klüfte haust der Suami, dem unser Besuch galt, getrennt von den übrigen Gefährten, einem Duzend etwa an der Zahl, die nicht weit von ihm am Eingang der Schlucht wohnten.

Der Weg zwischen jenen Hügeln ist eine der schönsten Wanderungen, die Bengalen bietet. Wenn man das kleine Sontalidörfchen verlassen hat, gelangt man durch ein Maisfeld plötzlich in dichten Dschungel, der, allmählich zum Walde werdend, den Berg hinaufführt. Die Bäume stehen so dicht, daß sich die Äste zu einem Riesendach verbinden und eine schattige Allee bilden, fast bis zum Gipfel des Felsens. Aus dichtem Laubwerk krächzen die Papageien oder flattern die grauen wilden Tauben hervor, und Myriaden von Grillen schmettern unaufhörlich ihr ohrenbetäubendes Lied. Schwarz- und weißgestreifte Eicklätzchen huschen über den Weg oder hüpfen in Riesensprüngen vom Geäst eines Baumes zum anderen. Der Boden ist bedeckt mit Laub und strömt jenen Geruch aus, der dem Dschungel eigen ist und jedem nach Jahren noch unvergeßlich bleibt, der ihn einmal einatmete; den „Hauch der Dschungel“ nennen wir ihn drüben. Aus den Ritzen des Gesteins wächst der Bambus und streckt seine dünnen, messerscharfen Zweige quer über den Pfad. Nur mühsam kommt der Wanderer vorwärts, denn die über dem Geröll liegenden Bambusblätter sind schlüpfrig wie Eis.

Und oft genug liegt eine Schlange im Laub, die auf den ersten Blick dem Auge nicht sichtbar war. Etwas weiter oben hüpfst ein kristallheller Bach über einen Felsblock und zerstiebt in Millionen funkelnder Diamanten auf granitenem Felsen, und wo sein Naß den Boden berührt, da wachsen Blumen hervor, wunderbar in Duft und Farbenpracht. Dann verliert sich das Wasser hinter einem Felsen, läuft durch einen geheimnisvollen unterirdischen Kanal und gelangt erst weit, weit unten in der Ebene wieder zum Vorschein.

Nach zweistündiger Steigung erreicht man das kleine Plateau inmitten hoher Felsentürme; von allen Seiten ist es umgeben von schattigen Bäumen, nur nach Süden hin sieht man hinaus in die Ebene, hinüber zur Stadt Deoghar; vor ihr, aus dunkelgrünem Laube, lugen die Hütten des Dorfes hervor. Über dem Land liegt noch die sengende Glut des frühen Nachmittags, und die Bäume und Sträucher, selbst der silberne Faden des Flusses zittern im flimmernden Aether, als wäre das Ganze eine Fata Morgana, ein Zaubergebilde der Phantasie.

Die Klause des Guami war von ihm selbst gebaut und von einem Gärtchen umgeben, eine einfache Hütte aus Palmenblättern mit einem Dach von Moos. Vorn war die Hütte offen, so daß man in das Innere hineinschauen konnte. In der rechten

Ecke stand eine Erhöhung aus Lehm in Hufeisenform, der Herd. An einem Pflock an der Wand gegenüber hing ein kurzes, gelbes Tuch und die Almosenschale des Bettelmönches, links eine zusammengelegte Binsenmatte, sein Bett. Der einzige sozusagen Luxusgegenstand der Hütte war ein Leopardenfell, das auf dem Boden ausgebreitet lag, auf dem die indischen Yogis altem Gebrauch gemäß bei ihren Betrachtungen saßen. Wie ein Wunder kam es mir vor, in dieser wilden Gegend die zarten Blumen der Gärten aus der Ebene wiederzufinden. Jasmin und Mimosen überragten das Dach, und der Oleander bildete den Zaun. An der Vorderseite der Klausur wuchsen in eingesenkten Beeten kleine Rosenbüsche, hinter der Klausur plätscherte ein Quell aus einer Felsenspalte in ein silbern schimmerndes Becken; daneben befand sich ein Verschlag mit einem Reh, das sich furchtsam in eine Ecke drängte, als wir nahen.

Die Sonne war aus dem Tale langsam verschwunden, als wir die Höhe erreichten; denn wir hatten noch ein Stündchen in der kleinen Klostergemeinde, deren Vorsteher der Guami war, zugebracht. Aus den Dörfern hier und dort kräuselte sich der Rauch über den Baumgruppen und verschwand langsam in dem zunehmenden Dunkelblau der hereinbrechenden Nacht. Über die schon im Schatten liegenden Felder zogen Viehherden den Dörfern zu, getrieben von

kleinen Jungen, die in der Ferne ausfahen wie winzige Zwerge. Barte, aber immer undurchsichtiger werdende Schleier umzogen langsam den Himmel und legten sich auf das Land, nur im Westen sammelte der Himmel noch einmal seine ganze Herrlichkeit zum Abschied für die Sonne. Wer schildert das Schauspiel, das letzte Zittern der Sonne im blutigen Rot über dem Dschungelrand, das blendende lohende Gelb, die Wolkensegen überstrahlt und durchleuchtet in flammenden Zacken, dies ganze unendliche Spiel der Farben aufklingend und abklingend innerhalb weniger Minuten! — — — —
 Es ist, als wollte alles, was im Dschungel lebt, Zeuge sein dieses sich täglich wiederholenden Wunders. Die ganze Natur scheint den Atem anzuhalten. Selbst die Grillen verstummen, und der sanfte Zephyr, der schon als Bote des kommenden Abends durch die Bäume strich, man weiß nicht woher, hält ein, die Blätter, die sich leise in seinem Hauche bewegten, verweilen regungslos. Dann verblaßt langsam das Leuchten und Funkeln, das Strahlen und Glühen am Himmel, und die ersten Diamanten im Kleide der Königin Nacht blitzen auf. Plötzlich trat der Suami aus dem tiefen Dunkel der Bäume in den helleren Dämmer der Lichtung hinaus. So mag jener ausgesehen haben, der am Jordan einst den Menschen ihres Herrn und Meisters Ankunft ver-

kündete: „Bereitet die Wege des Herrn!“ Das blasse Prophetengesicht mit einem kleinen Zug von Schmerz, verklärt vom Lichte eines überirdischen Friedens.

Das Gespräch hastete nicht lange am Alltäglichen. Doch bevor ich von unserer Unterhaltung erzähle, will ich ein Wort im allgemeinen über diese Guros oder „Lehrer“ sagen.

Man findet sie fast überall in Indien, aber sie führen ein abgeschiedenes Leben, und mit abendländischen Einflüssen kommen sie nur selten in Berührung. Das Hegen und Treiben und der Wirrwarr unserer Zeit, die die Seele immer mehr von ihrem göttlichen Ziel entfernen, geht an ihnen fast spurlos vorüber. Diese Guros gehören schon seit vielen Jahrhunderten zwei großen Schulen an, der Südindischen und der Himalajischen. Die Südindische Schule hat im ganzen die Überlieferungen der Brahmanen aufrecht gehalten, die Himalajische schließt sich mehr an die demokratische des Buddha an, ohne jedoch die heutige buddhistische Klosterzucht zu beobachten. Die Spaltung erstreckt sich natürlich auch auf die philosophischen Anschauungen, und kleine scholastische Fehden sind heute noch an der Tagesordnung. Doch sind im Grunde die Unterschiede nur oberflächlich.

Unser Suami gehörte der Südindischen Schule an. Als wir an jenem Abend bei ihm saßen, kamen aus den ringsum zerstreuten Einsiedeleien mehrere

Dogis zu ihm, um, wie sie es gewohnt waren, die Worte seiner Lehre zu vernehmen. Eine Zeitlang saß er schweigend vor uns mit geschlossenen Augen in tiefer Versunkenheit; dann nahm sein Gesicht jenen eigenen geistigen Ausdruck an, den man nur auf den Gesichtern wahrhaft frommer Priester findet. Er blickte auf die Versammlung mit dem weiten Fernblick des Sehers, und hub dann an zu sprechen mit klangvoller Stimme, kindlich einfach, und doch be- zwingend wie ein Mensch, der „da Macht hat“. Zwei Stunden sprach er, nur zweimal von den an- dächtig Zuhörenden unterbrochen. Seine Rede war fließend, gelegentlich aufsteigend zu einem gewissen Pathos, immer reich an anschaulichen Beispielen, unerschöpflich in Hinweisen und Beispielen aus der alten Literatur und trotz mancher Abschweifungen doch immer wieder zu seinem Hauptpunkte zurückfindend. Überraschend war sein Reichtum an Gedanken und Worten, wie er wohl Menschen eignet, die jahrelang ungestört der Stimme ihres Innern lauschen konnten.

Wieder trat hier in der Weise des Lehrens und Lernens der gewaltige Unterschied zwischen Ost und West zutage. Im Osten ist sie in der Hauptsache autoritativ und traditionell, während die abend- ländische im Kern oder Ziel forschend und individuell ist. Der Schüler wirft vor seinem Guro keine Frage des Zweifels über das Gelehrte auf, und der Lehrer

bemüht sich nicht, dem Schüler seine Thesen zu beweisen. Er überliefert, was ihm selbst seinerzeit überliefert wurde und was er seitdem in eigener Erfahrung als wahr erkannte. Die Art, wie er das Empfangene weitergibt, mag seine eigene sein, die Erkenntnis, die er lehrt, ist Überlieferung, die durch Jahrtausende ihren Weg bis zu ihm fand. Selbständige Erkenntnisse spielen beim indischen Lehrer kaum eine Rolle. Was er bringt, ist solcher Art, daß es Forschen und Bessern nicht fordert; es handelt sich um die Erkenntnis der Urthatfachen des Weltalls, die keines Menschen Geist zu erforschen vermag. Das Abendland findet und erfindet, stellt jede Erkenntnis neu in Frage, kennt Ruhe nur als Umschwung ewiger Bewegung, wo der Dstern den Menschen vor Thatfachen stellt, vor eine höchste Erkenntnis, die ihm ewig wahr und ewig sich gleich als Schlüssel dient zu allen Geheimnissen des Lebens.

Es lohnt nicht, auf die verschiedenen Lehrweisen der Yogalehre genau einzugehen. Im allgemeinen stimmen die indischen Lehrer darin überein, daß es drei Stufen gibt, auf denen das Gnanam oder die göttliche Erkenntnis erreicht werden kann:

1. Das Studium der heiligen Bücher.
2. Die Anleitung eines Lehrers.
3. Die Bewahrheitung der Überlieferung im eigenen Erleben.

Die ersten beiden sind ohne die letzte natürlich zwecklos und stellen nur die Hilfe des Lehrers dar, den Schüler zur persönlichen Erfahrung vorzubereiten. Die heiligen Bücher behandeln alle die Erfahrung und Weisheit der großen Lehrer, aber das „Wie“, zu solcher Erleuchtung zu kommen, deuten sie nur hin und wieder an. Alle geben zu, daß dies Sache der Entwicklung ist, und daß es deshalb nicht angebracht wäre, jedem eine gleiche Anleitung zu geben, ja, es sei dies nicht einmal möglich, weil je nach Eigenart und Reife des Schülers stets andere Lehrweisen angewandt werden müßten.

Es kommt vor, wenn auch selten, daß Menschen in eigener Entwicklung, ohne Anleitung eines Lehrers das Gnanam erreicht haben. Die Regel ist jedoch, daß ein Eingeweihter von einem andern eingeführt worden ist, wie dieser es einst von einem andern wurde, in einer fortlaufenden Kette bis in die graue Vorzeit. Durch strenge Selbstzucht und asketische Übungen erlangen die Yogis zweifellos Fähigkeiten, die über das gewöhnliche Maß menschlicher Fähigkeiten hinausgehen. Dem echten Yogi sind aber diese Kräfte nur Mittel zum Zweck, nie, wie dem Fakir, der Zweck selbst. Dieser ist kein anderer als die Vereinigung mit dem großen „All-Ich“, in dem wir weben, wirken und sind.

Es ist töricht anzunehmen, daß ein Mensch, der

mit irgendeiner außerordentlichen Fähigkeit begabt ist, unserer Menschensphäre nun überhaupt entrückt sei, eintretend gleichsam in eine überirdische Welt, und alle Fähigkeiten und Kräfte dieser neuen übersinnlichen Welt besitzend. Man will dann von einem Hellscher haben, daß er alles sehe, und von einem, der ein „Wunder“ getan hat, daß er stets Wunder tue. Solche Verallgemeinerung ist ein Übel, an dem wir alle leiden; doch sollte man sich in unserem Falle selbst sagen, daß ein Mensch nur in langsamer Entwicklung und mit langen Zwischenpausen einen höheren Grad des Bewußtseins wird erlangen können. Das Bewußtsein, die Sinne, die Empfindungen und Gefühle des Menschen, wie sie heute sind, haben sich auch nur in kleinen Schritten entwickelt. Unser abendländisches Bewußtsein gründet sich auf der Scheidung zwischen Erkennendem und Erkanntem. Der Geist schafft die Welt in eine ewige Zweiheit um: Welt und Ich. Am Ende aller Zeiten aber lockt eine Art Bewußtsein, das „Selbst-Ich“, in dem der Unterschied zwischen Ich und Welt, zwischen Objekt und Subjekt, wegfällt, und dieses Bewußtsein ist das Ziel aller Yogi gewesen von der Urzeit her bis auf den heutigen Tag. Der Weg dahin ist mühevoll und langsam. Wenn wir vor einem Menschen stehen, der schon einen Teil dieses steilen Weges erklimmt, sollen wir ihn

nicht wie ein Wesen aus einer andern Welt ansteuern. Die Geschichte z. B. und die Theosophie bieten uns genugsam Beispiele, daß die neugewonnenen mächtigen Kräfte solcher geistig asketischen Zucht zu gemeinem Betrüge benutzt wurden.

Die Vermutung liegt nahe, daß sittlich hochstehende Menschen eher als andere imstande sein werden, solche außerordentlichen Fähigkeiten zu erlangen; daß dem nicht so ist, betont ausdrücklich die Geheimlehre des Upanishad. Wir kennen Fälle, wo Menschen, die nichts weniger als auf einer hohen geistigen Stufe standen, in ihren Besitz gelangten. Ich möchte nur auf Frau Blavatsky hinweisen! Diese Fähigkeiten scheinen nicht so sehr das Ergebnis sittlicher Erziehung zu sein, als das langer Übung und Entwicklung, kurz, um mich eines technischen Wortes zu bedienen: eines sorgfältigen Trainings.

Das Bewußtsein, das der Yogi schließlich erreicht, ist das Weltbewußtsein, im Gegensatz zum Einzel- oder körperlichen Bewußtsein, wie es uns allen eigen und bekannt ist. Dieses kosmische Bewußtsein wird im Yoga-Sutra „Sat-Chit-Ananda“ genannt. Sat = die alles durchdringende Wirklichkeit; Chit = das Erkennende, Erfassende; Ananda = das Selige. Wir fassen hier wieder den wesentlichen Unterschied zwischen Ost und West. Der Westen sucht und fördert das Einzelbewußtsein,

die Bereicherung seines Geistes, Stärkung seines Gedächtnisses, seiner Auffassungsfähigkeit. Der Isten sucht ein „All-Bewußtsein“, eine Vereinigung mit dem „All-Ich“, Einreihung in das kosmische Ganze, und vor diesem „All-Ich“ verschwindet das ärmliche Einzelbewußtsein wie Nebelschwaden im Morgenrauen vor der Sonne. Nur dem selbstvergessen Schauenden enthüllt sich die Herrlichkeit, die hinter der groben Sinneswelt wohnt.

Wie erreicht der Mensch diese Vereinigung mit dem All-Bewußtsein, dieses höchste Glück?

Um diesen Zustand zu erreichen, muß er sich selbst vom eigenen Körper trennen, muß in den Zustand einer gewissen Ekstase kommen, und ist dann die Dinge, die er fühlt, sieht und hört.

Im wesentlichen sind es vier Stufen, auf denen dies Ziel erreicht wird:

1. Die Anleitung durch einen Guru.
2. „Arul“, das Bewußtsein einer in uns wirkenden Gnade.
3. Die Anschauung Gottes.
4. Das Finden des Alls in uns selbst. („Wenn der Weise seine Gedanken anhält, fühlt er sich in das absolute Bewußtsein, welches da genannt wird: Sarva-Sakshi, der Zeuge aller Dinge.“)

Eine große Rolle spielt in der Yogalehre die vierte Dimension, und in der Tat erklärt die Annahme, daß die Welt nicht drei, sondern vier Ausdehnungen hat, viele sonst unerklärliche Phänomene, z. B. daß äußerlich getrennte Menschen trotzdem körperlich vereinigt sind, daß Gegenstände, äußerlich ganz entfernt von uns, in dieser Wirklichkeit uns ganz nahe sind, ja, daß Menschen durch eine geschlossene Tür ein- und ausgehen können. Die vierte Dimension ist für viele der indischen Gnanis¹⁾ eine Tatsache. So auch für unsern Suami. Mit einer eindrucksvollen Geste sprach er davon; er sagte: „Die wahre Eigenschaft der Seele ist die des Raumes, dadurch wird sie allgegenwärtig; aber dieser Raum innerhalb der Seele übersteigt den gewöhnlichen Sinnenraum; Sonne, Mond und Sterne sind nur Namen vor unserem Geiste, nichts mehr als ein Körnchen Staub.“ Wie er dies sagte, faßte er mit zwei Fingern seiner rechten Hand einige Staubkörner und warf sie mit einer unnachahmlichen Geste von sich.

Eines lehren alle Yogi, das ist „das Auslöschen der Gedanken“. Von allen Übungen des Yoga ist dies die schwierigste, und in der Tat, dem Abendländer

¹⁾ Gnanam ist ein Wissender, höchste Stufe der geistigen Hierarchie.

scheint es kaum möglich, eine Minute seines kurzen wachen Lebens ohne Denken zuzubringen. Welch eine Fülle von Glück und Segen liegt aber in diesen Worten: „Auslöschen der Gedanken!!“ Goethe hatte gewiß eine Ahnung davon gehabt, wenn er in jenem lieblichen Gedicht sagte: „Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn.“ Wenn doch der abendländische Geist lernen möchte, einmal durch das „Klein-All“ und das „Groß-All“, den Wald der Erscheinungen, zu gehen, um — — nichts zu suchen. „Auslöschen der Gedanken“ das ist nicht Schlaf und nicht Vergessen oder Betäubung, sondern jenes vollkommene, jenes bewußte Freisein von allen Gedanken.

Was immer die heutigen Menschen denken mögen von der Wirklichkeit dieses Zustandes, in welchem der Mensch, stumm geworden in seinem Innern für alles, was von der sinnlichen Außenwelt kommt, seine Seele untertauchend in das Ewig- Seiende, eins sich fühlend mit dem „All-Ich“, wahrhaft sagen kann in einem unbeschreiblichen Sinne des Wortes „Ich bin“, wie einst die Stimme aus dem Dornbusch dem Führer Israels entgegenklang: „Ich bin, der ich bin“ . . . Tatsache ist, daß dieses Versenken das Ziel gewesen ist aller indischen Lehrer die Jahrhunderte hindurch. Welch unsägliches Glück wäre es für uns gedanken-überlastete, gedanken-gehegte

und gedanken-gequälte Menschen, die in der Nacht von den Gespenstern ihrer Geschäfte, von den Schatten ihrer Gedanken verfolgt werden, wenn jene Weisheit uns in der Schule gelehrt worden wäre, daß es eine Zuflucht gibt für unsere Seele, eine wahrhaftige Ruhe in jenem „Auslöschen der Gedanken!“ Wir rühmen uns unserer Errungenschaften auf allen Gebieten der Wissenschaft, Technik und Kunst. Wir sind stolz auf unsere drahtlose Telegraphie, auf die Eroberung der Luft, wir haben gleichsam die Natur uns unterjocht und zur Sklavin gemacht und — sind selbst die jämmerlichsten Sklaven unserer eigenen Gedanken geworden. Wie Todes Schatten heften sie sich an uns und verfolgen uns wie gehegte Tiere; und doch gibt es einen Weg, sie zu bannen. Das ist eine der wesentlichsten Lehren des Gnanam, daß die Gedanken der Menschen vollständig mit aller Anwendung körperlicher und geistiger Kräfte bei der Arbeit vor ihm sein müssen, die die Pflicht des Tages sind; daß er aber, wenn diese Arbeit getan ist, mit gleicher Energie Geist und Körper der Ruhe widmen können. Der Mensch kehrt sozusagen in jenen innersten Teil seines Bewußtseins zurück, wo sein wahres Selbst, sein eigentliches Ich wohnt. Mit dieser Unterwerfung der Gedanken unter den eigenen Willen ist die Unterwerfung aller Wünsche und Triebe von selbst gegeben.

Wundersam klang es an jenem Abend, als der Suami in seiner Predigt vom Walten der Natur sprach, vom Donner, Sturm, der strahlenden Sonne in der Redeform „Ich“. In diesem „Ich“ drückte sich aus, daß er sich eins fühlte mit dem großen „All-Ich“.

Über die Bedeutung dieses „Ich“ sprach er dann lange. Wer das „Ich“ erkannt habe, sei im Besitz der einen, großen Erkenntnis. Wie oft muß ich hier im Abendlande an diese Worte denken! Wer hat uns die Bedeutung dieses „Ich“ gelehrt? Wer hat es uns ans Herz gelegt, daß nur der gut ist, der sich seiner göttlichen Abstammung bewußt ist, der weiß, daß er eins ist mit dem großen „All-Ich“, weiß, daß er seinen göttlichen Ursprung und seine göttliche Bestimmung nie vergessen darf, dieser göttlichen Verwandtschaft stets würdig handeln muß?

Wer im Besitz der göttlichen Erkenntnis ist, kennt keinen Unterschied mehr, weder zwischen Mensch und Tier, noch zwischen Gut und Böse.

Als unser Suami eines Tages hinunterging in das kleine Sontalidorf am Fuße des Hügels, begegnete er einem lahmen, räudigen Variabund. Er nahm ihn auf seine Schultern und trug ihn zur nächsten Hütte, wo er ihn wusch und pflegte. Wer gedenkt da nicht des Gleichnisses vom guten Hirten? . . . Ein anderes Mal, als einige junge

Brahminen ihn mit fürwitzigen Fragen belästigten, wie nach seiner Meinung das Nibhanam am besten zu erreichen sei, erhob er sich schweigend, ging mit ihnen bis an den Graben, der das Brahminendorf von den Kastenlosen trennt und wie alle Gräben dieses Dorfes mit Unrat angefüllt war. Dann wandte er sich zu den jungen Menschen und sprach: „Folget mir!“ stieg hinunter in den Graben und an der andern Seite wieder hinauf. Doch keiner folgte. Als später sein Sohn ihn um Aufnahme bei sich bat, stellte er ihm die gleiche Aufgabe, und dieser folgte dem Beispiel.

Über zwei Stunden hatte der Lehrer zu uns gesprochen, und seine Kraft schien noch nicht erschöpft. Im Augenblicke jedoch, da die Hörer fortgegangen waren, sank er kraftlos zusammen. Er schloß die Augen und war allem Anschein nach für die Außenwelt tot, losgelöst von allen und allem um ihn herum.

Es war Mitternacht, als wir in Begleitung zweier Sanyasin hinaufflogen zum Gipfel, wo ein kleiner Tempel stand. Dort zeigten sie uns das Grab, in dem der Guami noch vor einem Monat sich für sechzehn Tage hatte einmauern lassen. Im Innern des Heiligtums, hinter dem Mahadeo, befand sich eine Falltür aus dicken Brettern. Zehn hohe, aus dem Stein gemeißelte Stufen führten in

einen Keller, etwa zwei Meter hoch und drei zu drei Meter breit. Dort war wieder eine Falltür, und zehn weitere Stufen führten in einen zweiten Keller ähnlicher Größe. In einer Wand befand sich eine Nische gerade groß genug, einen Menschenkörper aufzunehmen. Eine große Steinplatte lag davor, an den Rändern noch mit dem Mörtel behaftet, mit dem die Fugen verschlossen worden waren. In dieser Gruft hatte der Guami drei Wochen in scheinbar totem Zustande gelegen. Wenn die Platte eingesetzt und alle Fugen verkittet waren, konnte nicht mehr soviel Luft hineingelangen, wie ein Mensch auch nur für eine Stunde zum Atmen braucht. Ich hatte bis dahin mehrere Male von solchen Begrabungen bei lebendigem Leibe gehört, aber noch nie ein solches Grab gesehen. Es ist eine irrtümliche Auffassung, wenn man glaubt, daß der betreffende Yogi dieses als fromme Übung tut oder aus dem niedrigen Motiv, berühmt zu werden. Dieses Wunder ist, wie viele andere, denen wir staunend gegenüberstehen, für den Yogi selbst nur eine Art Prüfung, um festzustellen, wie weit er in der Herrschaft des Geistes über seinen Körper gelangt ist.

Unsere Führer erzählten uns, daß der Guami den größten Teil des Tages in tiefer Betrachtung, oft stundenlang leblos wie eine Bildsäule, doch auch

im Walde wandernd, zubringe; in der Woche nähme er nur zweimal Nahrung zu sich, und nie schlafe er mehr als zwei bis drei Stunden. Und trotz alledem diese fast ungeheuerliche Macht über seine Sinnesorgane. Ich besuchte ihn später noch einmal, aber er schien mich nicht zu bemerken. Einige Male öffneten sich seine Lippen, und in leisem Flüstern vernahm ich die Worte: „Sandoscham — Sandoscham“ . . . „Freude — Freude“ . . . Das ist es, . . . das letzte Ziel aller heiligen Lehrer, „Sandoscham“, „Glück und Freude“. Ein Glück, das alles Vorstellbare übersteigt, jene tiefe Versenkung und Vereinigung mit der „All-Seele“, das einzige höchste Glück!

Es war Mitternacht, als wir den steilen Felsenpfad zwischen den dunklen Riesenblöcken hinabstiegen, begleitet von einem noch jungen Ghela, der eine Fackel trug. Neben uns funkelten die ewigen Sterne, in den Büschen und Sträuchern am Wege raschelte es ab und zu geheimnisvoll, die Äste der Bambus raunten im leisen Winde ihr Traumlied wunderbaren Friedens.

Unten, am Rande eines Maisfeldes, wartete die Longa auf uns. Der Treiber hatte ein Feuer angemacht und die Ochsen an einen Aloestrauch angekoppelt. Die Tiere lagen am Boden und kauten am Garbibündel, das vor ihnen ausgestreut war,

und am Feuer lag der Hasiar und schlief den Schlaf des Gerechten, eingemummelt wie ein Paket in seine braune Wolldecke.

Schweigsam fuhren wir auf dem staubigen Weg heimwärts. Tiefe Ruhe ringsum, gestört nur durch das Flattern einer aufgeschreckten Taube im Blattwerk eines Strauches, und durch das leise Klingeln der Muscheln und Messingketten am Halse des munter dahintrabenden Döhsleins. Der Diener sumnte ein Liedlein vor sich hin und wandte sich ab und zu zurück, um zu sehen, ob wir schliefen, denn keiner von uns beiden sprach ein Wort. Wir waren beide zu sehr in innerster Seele ergriffen von dem, was wir erlebt hatten. Mir war, als wäre ich verzaubert, wäre ein Mensch nicht mehr des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern jener längst versunkenen Vergangenheit, deren Sohn der Suami war.

Malka.

Der Stadtteil Kalkuttas, in den meine Gedanken mich heute führen, ist selbst Alleingefessenen der Metropole wenig, fast gar nicht bekannt. Nirgends lebt Armut, Verbrechen und Laster so enge beieinander wie im Chinesenviertel von Kalkutta. Wenn man die prachtvolle Gowingheestreet, die vor allen anderen Kalkutta den Namen „Stadt der Paläste“ erwarb, am oberen Ende beim Bristolhotel verläßt und etwas weiter hinauf die Dhorumtollatstreet geht, führt die vierte Querststraße in das eigentliche Eingeborenenviertel. Hohe, drei- und vierstöckige Häuser rechts und links, mit Balkonen fast an jedem Fenster, mit schwindelig steilen Treppen, im Erdgeschoß Schneiderläden, Schuster, Kesselflicker, dazwischen Bäckereien, aus denen der Qualm von gebranntem Zucker und Fett herausströmt, dann wieder kleine Tempelchen, kaum höher und breiter als ein Meter, mit rauchenden Kerzen und Weihrauchstangen vor plumpen Gottheiten. Die Straße ist dicht belebt von Menschen aus allen Theilen der Provinzen und des Landes. Selbst Chinesen besitzen

dort ihre Geschäfte und arbeiten auf der Straße oder im halbdunklen Raum, der als Schaufenster und Werkstätte dient, meistens Korbwaren und Schuhe.

Von dieser Straße aus führt ein kleines, enges, übelriechendes Gäßchen nach dem Chinesenviertel. Am Eingange steht ein großes, weißgetünchtes Gebäude, die Polizeistation. Ich kannte dieses Haus und den dort wohnenden Inspektor, den ich aus guten Gründen jetzt nicht bei seinem richtigen Namen nennen möchte. Er soll Macnaughty heißen. Das Thana (Station) ist umgeben von einer etwa drei Meter hohen Backsteinmauer. Überschreitet man den Hof, so betritt man zuerst die Amtsstube des Inspektors. Diesem Zimmer gegenüber öffnet sich eine Thür, die zu den Zellen führt, und rechts davon ist ein großer Raum, in dem sich stets 20—25 Polizeisoldaten befinden. Macnaughty war kein besonders hartherziger Mensch. Er hatte sich, wie viele andere, in das System eingewöhnt und behandelte die zu ihm gebrachten Gefangenen mit einer Art von brutaler Jovialität.

Eines Abends, es war etwa 9 Uhr, kam ich zu ihm, um mit ihm einen Streifzug durch die dunkelsten Viertel seines Reviers zu machen. Ich mußte einige Zeit warten, da er gerade einige „dringende Fälle“ zu erledigen hatte. Ich setzte mich zu seiner Rechten an den Tisch und beobachtete die Szenen vor mir.

In einem Geschäft war ein Diebstahl verübt worden, und es konnte nur ein Mensch als Dieb in Frage kommen. Die Peons hatten aber gleich ein halbes Duzend der nächsten Nachbarn aufs Geratewohl aufgegriffen und mitgeschleppt. Ich vergesse jenen Anblick nicht, als die Gefesselten auf dem Boden sich vor ihn hinwarfen und laut jammernd um Erbarmen und Mitleid flehten. Er aber schien von ihren Tränen und ihrer Verzweiflung nicht berührt zu werden, und seine Antwort war immer die gleiche: „Schon gut, Bruder, nur keine Angst, morgen werden wir sehen.“ Für die Nacht wurden sie jedenfalls alle abgeführt, jeder in eine Zelle. Vor nichts hat der arme Teufel in Indien so furchtbare Angst wie vor der Polizeiwache, denn er weiß, daß die Haft für ihn Qual und Marter bedeutet. Macnaughty hat mir auch frei zugestanden, daß, wenn die Gefangenen nicht etwas gefoltet würden, man in Ewigkeit kein Geständnis von ihnen erhielte. Hier kam ein Mensch in Frage, und sechs Menschen wurden eine Nacht hindurch gequält, bis fast alle, nur um den Schlägen mit dem Bambus zu entgehen, den Diebstahl bekannten. Ich habe auch von anderen, noch härteren Mitteln gehört, bin aber nie Zeuge von deren Anwendung gewesen. Der letzte Fall betraf ein armes Weib. Ein zerfetztes Tüchchen bedeckte ihre zusammengeschrumpften Brüste. Die halbgrauen Haare hingen ihr wirr um

den Kopf, die Augen blickten trüb wie hinter Schleiern hervor, und das Lendentuch reichte nur bis an die Knie. Sie war Witwe und hatte vor wenigen Tagen ihr Kind umgebracht. Als sie sah, daß die Polizei auf ihrer Spur war, nahm sie ihr letztes Geld, einige Annas, und kaufte im Basar Opium, um sich zu töten. Gerade wie sie mit dem Gift in ihre ärmliche Hütte gehen wollte, wurde sie von der Polizei gefaßt und hierher gebracht. Selbst Macnaughty sagte mir, daß es ihm lieber gewesen, die Frau wäre nicht in seinem Revier gefunden worden. Etwas wie Mitleid erfaßte ihn.

Während er in den ersten Stock hinaufging, wo seine Privatwohnung lag, begab ich mich hinüber zu den Zellen, um (eine besondere Vergünstigung) mit den Gefangenen einige Worte zu sprechen und vielleicht dem einen oder anderen Hilfe zukommen zu lassen. Ich kann mir nichts Grausameres vorstellen, als die Gefängniszellen in einer Polizeistation Indiens. Selbst an den kleinen Gerichtshöfen werden die Gefangenen, wenn sie während der Zwischenpausen abgeführt werden, in solchen Verließen untergebracht. Die ganze vordere Seite ist offen. Manchmal bestehen die Gitter nur aus dicken Bambusstäben, und dahinter sitzt das arme Menschenkind wie ein Tier im Käfig. Wenn ich in einem zoologischen Garten vor dem Käfig eines Tigers oder Löwen stehe

und dem armen Tiere zusehe, das gewohnt war, die freie Luft zu atmen und über ein Reich von Meilen und Meilen zu herrschen, wie es in dumpfer Verzweiflung die Stäbe entlang wandelt und mit todestraurigem Blick in die Freiheit hinaussehaut, dann taucht vor mir die Erinnerung auf an jene armen Menschen drüben in Indien, die, dem Gesetz verfallen, von ruchloser Menschenhand gequält wurden. „Sahib, Sahib, hilf uns!“ rufen sie. Da spricht einer zu mir, sein Reden ist unterbrochen von Schluchzen, das tief aus dem Herzen kommt: „O Herr, ich habe Weib und Kind zu Hause, sie wissen nicht, wo ich bin, und ich bin ihr Ernährer, hilf mir, daß ich von da wegkomme, siehe“ — und er zeigte mir die Spuren von Schlägen, die er erhalten, um ihn zum Geständnis zu bringen — „ich sterbe.“ Was konnte ich da tun, als ihm versprechen, hinzugehen zu den Seinen und sie vor dem Hunger zu schützen, bis seine Unschuld erwiesen und er wieder auf freiem Fuß sei.

Als ich herauskam, das Herz erfüllt vom Jammer des Gesehenen und Gehörten, wartete der Inspektor schon auf mich. Dem Wachtmeister gab er an, wo er nöthigenfalls zu finden sei, dann verließen wir das Haus und bogen in das dunkle Gäßchen ein, dem Chinesenviertel zu. Schon am Eingange zur Chinesenstadt betraten wir ein mittelgroßes Haus. Die Treppe

war von einer Petroleumlaterne mit buntbemalten Scheiben beleuchtet. Eine steile Treppe führte hinauf in den ersten Stock. Das erste Zimmer sah reizend aus. Die Wände waren bedeckt mit Spiegeln und jenen eigentümlichen Bildern, die man oft in den Kaufläden der Eingeborenen sieht: indische Gottheiten oder gar Landschaften, die aus farbig glänzendem Stanniol zusammengestellt sind. Von der Decke hingen bunte Ampeln und Glaskugeln, wie sie vielerorts in Deutschland als Christbaumschmuck verwandt werden. Am Boden, die Wände entlang, lagen weiß bezogene Kissen, und in der Mitte des Raumes stand eine etwa zwei Fuß hohe, silberne Wasserpfeife, daneben ein kleiner, silberner Betelkasten mit seinen zahlreichen Behältern für die mannigfaltigen Gewürze, die zur Bereitung des Pans notwendig sind. Die Dienerin, die uns die Thür geöffnet, verschwand sofort wieder, so daß wir allein waren mit der Besitzerin, einem wunderschönen Mädchen mit schwarzen Gazellenaugen und einem Näschen, das kein Bildhauer so schön hätte formen können. Sie war in einen weißseidenen Sari mit fingerbreitem Goldrand gekleidet. Im Haar trug sie eine Jasminblüte, und eine Goldkette umkränzte ihren Hals. Die Haut hatte jenes zarte Gelb, das man bei den Jüdinnen aus Bagdad oder bei Mädchen aus dem Kaschmir oft findet. Die Stimme war die eines

Glöckchens, hell und zart. Sie war die Mätresse meines Inspektors. Ich wußte genügend von dem Einkommen indischer Beamten, um beurteilen zu können, daß Macnaughtys Auslagen sich mit seinem Gehalt nicht vereinbaren ließen. Er besaß einen Dogcart, führte ein äußerst gastfreundliches Haus, und sein „Giri“ kostete ihm wenigstens 200 Rupien im Monat. Dazu hatte er zwei Jungen, die eine der besten Schulen von Kalkutta besuchten, und eine ziemlich „teure“ Gattin, bezog aber in seiner Stellung nur 300 Rupien im Monat. Ein Gang mit ihm durch dieses Viertel brachte des Rätsels Lösung.

Ein Labyrinth von engen, dunklen Gassen und Wegen, beleuchtet nur vom Scheine länglicher Papierlaternen vor einzelnen noch offenen Verkaufsbuden, nahm uns auf. Quer durch Macnaughtys Reich, von einem Ende zum andern, führt eine Straße, breiter als die andern und belebt von vielen Menschen, alles Chinesen in ihren weiten Satinhosen. Der nackte Oberkörper glänzte wie poliert von eingeriebenem Fett. Die Häuser waren schmal und niedrig, die Haustüren sahen aus wie Löcher, die in einen dunklen Keller hineinführen. Im matten Scheine der Papierlaternen machten die emsig hin und her wandernden Gestalten einen schemenhaften Eindruck. Die Transparente über den Hauseingängen waren meistens rot.

Wir betraten ein schmutziggrau aussehendes Haus; kein Mensch am Eingange, noch im Flur, der in pechschwarzes Dunkel gehüllt war. Macnaughty faßte mich an der Hand. „Bücken Sie sich,“ sagte er halbblaut; ich tat es gerade noch zur rechten Zeit, denn über meiner Stirne fühlte ich die Berührung eines dünn gespannten Drahtes, eine Art Falle für unbefugte Eindringlinge. Wer da nicht Bescheid weiß und in einem etwas schnellen Tempo durch den Flur schreitet, läuft Gefahr, daß sein Hals wie von einem feinen Messer durch den straff gespannten dünnen Draht durchschnitten wird. Einige Schritte noch, tastendes Tappen, und wir kamen an eine abwärts führende Treppe von einem Duzend Stufen, die so schmal waren, daß man mit dem Fuß seitwärts auf sie treten mußte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, in das Dunkel abzustürzen. Dann kam eine zweite Treppe, die nach rechts abbog. Ein kleines, schwelendes Öllicht, wie es in den Opiumhöhlen gebraucht wird, um die Opiumkugel für die Pfeife daran zu entzünden, brannte in einer fußhohen gewölbten Nische. Ein untersehter Chinese stand daneben. Die Erscheinung war so unerwartet, daß ich zurückschrak. Der Fettglänzende aber grüßte freundlich unseren Inspektor und öffnete eine Thür, durch die wir, wieder tief gebückt, so niedrig war sie, in ein Zimmer traten.

Wenn auch mein Auge durch den Gegensatz zur Dunkelheit, aus der wir kamen, das beleuchtete Zimmer eher hätte erkennen müssen, so war es doch unmöglich, das Innere auf den ersten Blick zu überschauen, denn ein dicker Dualm verhüllte das Ganze, und die Lichter leuchteten durch ihn hindurch wie ganz schwache Kerzen in dichtem Nebel. Mich erfaßte ein Gefühl der Übelkeit bis zum Erbrechen, und ich glaubte schon, umkehren zu müssen. Der Geruch von Menschen, Ruß und Opium gaben in eins verschmolzen eine widerliche Mischung. Doch die Übelkeit schwand, wir traten in die Mitte des Raumes, der etwa fünf Meter lang und vier Meter breit war. An den Wänden entlang standen schmutzige, von Schweiß glänzende Holzpritschen mit Rissen darauf, die einst weiß gewesen sein mochten. Nur noch vier von diesen Pritschen waren unbenutzt, auf den anderen lagen schlafende Gestalten, wie ein Pack Lumpen zusammengerollt zu einem Knäuel, manche lang ausgestreckt, das Gesicht nach oben mit geöffnetem Mund. Ein älterer Mann mit tiefen Furchen im Gesicht und ekligen Geschwüren am linken Bein, an dem die Hose bis über das Knie hinaufgezogen war, lag da mit offenem Mund und offenen Augen in tiefer Betäubung und murmelte unverständliches Zeug vor sich hin.

Der ganze Raum war widerlich, die Decke über

uns nicht zu erkennen, solche dicke Wolke lagerte unter ihr. Wie an der Malabarküste, kam es mir in den Sinn, wenn die schweren Regenwolken über der Landschaft liegen und den Rauch aus den Hütten nicht aufsteigen lassen, so daß er am Boden entlang krauchen muß, vergeblich einen Ausweg nach oben suchend. Die einzige Öffnung war die Thür, durch die wir eingetreten waren. In der Mitte der Opiumbude stand ein etwa zwei Fuß hoher runder Tisch mit verschiedenen Öllämpchen. Daran saßen zwei Chinesen mit dem Besitzer des Lokales, Mowko Lyang. Das war ein jovialer, stets lächelnder Mann, obwohl der Schweiß ihm in dicken Tropfen über die glänzende, haarige Brust heruntertropfte; die beiden anderen rollten Opiumkugeln, etwa so groß wie eine Erbse, steckten diese an ein stricknadelähnliches Stäbchen und erhitzen sie an der Flamme des Öllämpchens. Das gab einen penetranten, scharfsüßlich-widerlichen Geruch. Die pruzzelnde Masse wurde dann auf die kleine Öffnung der Opiumpfeife gestrichen, und gleichzeitig sog der Raucher durch dickes Bambusrohr den Rauch in sich hinein, nur einige Züge, die jedoch ein kleines Kugeln aufbrauchten, dann legte er die Pfeife auf den Tisch und ging langsam hinüber zu einer der leeren Pritschen.

Der eine der beiden Gäste begann mit mir eine Unterhaltung. Er erzählte mir, daß er jeden Abend

hier sei. Wenn er am anderen Morgen aufwache, gehe er direkt an seine Arbeit. Er war Korbslechter. Als Zeichen seiner Neigung zu mir füllte er seine Pfeife und hielt sie mir an den Mund. Ich wollte ihn nicht verletzen und sog ein. Solchen Ekel wie im Moment, als der Opiumrauch zum erstenmal in meine Lunge kam, hatte ich noch nie verspürt; mir war, als zöge jemand einen dicken Sack über den Kopf auf den Hals hinunter, schnürte ihn zu, bis ich zu ersticken fürchtete, mich ergriff ein Schwindel und ein Gefühl, als dehne sich mein Gehirn wie ein Ballon, den man durch ein Röhrchen aufbläht wie eine Seifenblase. Ich stieß die Pfeife nach dem ersten Zug von mir, wollte hinausstürzen, weil Brechreiz in mir aufstieg, aber in der nächsten Sekunde schon wich dieses Gefühl, und bei der zweiten Pfeife, die ich mir mutig reichen ließ, war das Gefühl des Widerwillens längst nicht mehr so stark, und ich war sogar bereit, mir eine dritte geben zu lassen. „Das (sagte Macnaughty) ist die Erfahrung eines jeden, und wenn Sie heute hier blieben, wären Sie verloren, denn jeden Tag würden Sie wieder hier sein.“

Es ist mit der Opiumhöhle ähnlich wie mit dem Absinth. Der gleiche anfängliche Ekel, dann der Wunsch, noch einmal zu versuchen, nur aus Interesse, aus Neugierde, dann der Wunsch, das Verlangen, die Begierde, die Gewohnheit, bis das Gift

uns besitzt. Hätte Macnaughty geahnt, daß ich schon drei Tage nachher allein in später Nacht in dem Gäßchen mich herumtrieb, um das Haus zu finden, wo ich mit dem Opium zum erstenmal bekannt geworden, daß ich später aus der Wohnung meinen Diener in den Basar unweit der Parkstreet schickte, wo nur verkommene Europäer, Mischlinge, Eingeborene, Pferdeknechte, Soldatendirnen wohnen, um mir das Gift zu beschaffen, daß ich es schließlich jeden Abend nahm, er hätte mich kaum in den Opiumkeller des Mowko Lyang geführt. Mowko Lyang bot uns eine Erfrischung an, aber wir lehnten ab, denn obwohl ich mich schon etwas an die widerliche Luft gewöhnt hatte, mein Kopf war doch unnebelt, und ich sehnte mich hinaus in die freie Luft. Wir besuchten noch drei solcher Lokale, fast alle eingerichtet wie das erste, alle im Keller, Fremden kaum zugänglich.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, schon graute der Morgen, doch das Leben auf der Straße hatte noch zugenommen. Die Leute machten keine langen Wege, verließen ein Haus und traten fast in das nächste wieder ein. So klein das Chinesenviertel in Kalkutta auch ist, es ist bevölkert von etwa 10000 Menschen mit nur wenigen Mischlingen und Eingeborenen allerniedrigster Schichten. Macnaughty erzählte mir, daß in jenem Viertel sich etwa 40 Opium-

keller befänden und das Gift in jedem Geschäft zu kaufen sei.

Wir kamen an ein Restaurant, das an einer Straßenecke gelegen war; die Küche hell beleuchtet von einer Karbidlampe auf einer Art Ausschank. Der Straße zu lagen chinesische Delikatessen ausgebreitet, Seegras, Schwalbennester und alle möglichen Speisen in niedlichen Porzellantellerchen oder auf hölzernen Brettern. Von der Straße aus konnte man dem Backen, Kochen und Schmoren zusehen. Ich habe Hotels ersten Ranges in Europa besucht, aber nirgends habe ich in der Küche eine so peinliche Sauberkeit walten sehen, wie selbst im ärmsten Chinesenrestaurant des Chinesenviertels in Kalkutta oder den Städten Südchinas. Da stand einer vor dem blitzblank gescheuerten Tisch und knetete Pasteten- teig. Alles war peinlich sauber, nur ihm rann der Schweiß über den schmierig glänzenden Oberkörper, und wer kann dafür, daß von der Stirne heiß ein Tröpfchen manchmal in den vor ihm ausgerollten Teig fällt; dort beugte sich eine Frau über eine Pfanne, in der Krapsen in qualmendem Fette brodelten. Wir gingen durch die Küche in das Restaurant. Fast in allen Chinesenrestaurants muß der Gast durch die Küche gehen; so kann er sich nicht nur von der reinlichen Behandlung seines Essens überzeugen, sondern hat auch gewissermaßen den Speisezettel des Tages vor sich.

Auch dieser Wirt kannte meinen Inspektor. Nach höflicher Begrüßung wollte er uns in ein kleines Zimmer für bessere Leute führen, doch wir zogen das gewöhnliche Lokal vor. Fünf Gäste saßen noch da, aßen chinesische Speisen aus chinesischem Geschirr, nach chinesischem Tischgebrauch aus winzigen Untertäßchen mit Stäbchen und tranken dazu eine Flasche amerikanischen Biers, eingeführt von San Franzisko. Wir bestellten uns ein Gericht Vogelnester. Der Leser denke nicht an etwas Unappetitliches. Was wir aßen, hat er vielleicht schon oft in biederer, deutscher Küche gegessen. Das Vogelneest sah aus wie ein Kuckucksneest, wie ich in meiner Jugendzeit es für den Osterhasen vorbereitete. Ein Kranz wundervoll angerösteter Nudeln, der Krater in der Mitte angefüllt mit gehacktem, in feinsten Butter gebratenem Schweine-, Rind-, Kalb- und Hühnerfleisch, darüber eine Soße von Tomaten und verschiedenen herrlich mundenden Gewürzen. Vorher servierte uns der Wirt eine Seegrassuppe, die mir allerdings nicht sonderlich schmeckte. Von den Vogelnestern aber aß ich zwei, und die Portionen waren nicht klein zu nennen, sie hätten ungefähr den Filzhut eines ziemlich großen Kopfes ausgefüllt.

Wir mußten weiter und verabschiedeten uns vom Wirt. Es fiel mir auf, daß Macnaughty nichts

von der Rechnung sagte. Als ich ihn auf der Straße fragte, unterrichtete er mich über manches, das mir bis dahin unklar geblieben war. Kein Wirt ließ sich jemals von ihm bezahlen, selbst wenn er zwanzig Gäste mitbringen würde, denn sie alle überschritten in irgendeiner Form die Beschränkungen des Gesetzes und waren ihm vielfach verpflichtet. Die Opiumkeller waren sogar von der Regierung streng verboten, und hier und da war es seine Pflicht, als Revierinspektor eine Razzia zu veranstalten, um Schuldige dem Gesetze auszuliefern, und diese Razzia führte er auch immer treulich aus. Nur ging er gewöhnlich am Abend vorher zu den Besitzern der Opium- und Spielhöhlen und gab ihnen Nachricht vom Bevorstehenden. Wenn er dann in der nächsten Nacht unerwartet mit seiner Polizeieskorte das Viertel absuchte, waren die Keller und die Spielsäle geschlossen, dafür bezahlte jeder Besitzer ihm einen monatlichen Tribut. Selbst die Dirnen und Zuhälter waren ihm zollpflichtig. Doch über die zwei letzten Punkte wird diese Geschichte noch erzählen.

Der Zauber jener Nacht hatte mich erfaßt, ich wollte noch mehr sehen. So nahm mich Macnaughty in den Spielsaal seines ältesten Klienten. Ich vergesse jenen Ort, so lang ich lebe, nicht mehr. Etwa hundert Menschen, dicht gedrängt in einem kleinen

Raume, jeder rauchend — jene kleinen, aus Tabakblättern gerollten und manchmal Kokain enthaltenden Birris oder in China fabrizierte, stark riechende Zigaretten — alle um einen Tisch, etwa drei Meter im Quadrat, der in vier Felder eingeteilt ist. Das Spiel heißt Fang-tang. Jrgendeiner kann die Bank übernehmen. Er muß aber ein Mitglied des Klubs sein, und jede Spielhölle bildet einen Klub für sich. Die Einsätze sind unbeschränkt. Noch nie, auch nicht in der besten Gesellschaft Europas, wo Selbstbeherrschung in jeder Lage der Beweis guter Kinderstube ist, war ich Zeuge solcher Leidenschaftslosigkeit oder solcher Beherrschung der Leidenschaft wie in den Spielhäusern des Chinesenviertels von Kalkutta. Ich sah Männer, die kleine Silbermünzen, andere, die mehrere Goldstücke gleich auf einmal auf ein Feld setzten. Nur im Gesicht war es möglich, gesellschaftliche Unterschiede festzustellen, alle waren gleich gekleidet, die schwarze Satinhose, schwarze oder gelbe Pantoffel, der Zopf entweder zu einem Kranze aufgedreht oder bis zur Lende über den Rücken hinunterfallend. Die Oberkörper glänzend wie poliertes Metall und triefend von Schweiß. Der Geruch von Fett, Schweiß und jenem unbestimmbaren odeur chinois benahm mir in den ersten Minuten fast den Atem, doch der Wunsch, zu erleben und zu sehen, ließ mich diese Außerlich-

keiten überwinden, schließlich vergessen. Ich vertiefte mich in die Gesichter der Menschen um mich herum, forschend und ratend, was wohl hinter den Masken der Gesichter sich abspielte.

Europäer werden in den besseren Klubs nicht zugelassen, weil sie meistens (die Europäer, die dort hinkommen, sind vorherrschend Soldaten der Garnison), trotz des strengen Verbots der militärischen Behörden angetrunken hinkommen und immer Unruhe und Streit verursachen. Der Chinese ist der liebenswürdigste und friedsamste Mensch, es gibt aber Grenzen auch für seine Selbstbeherrschung, und oft genug ist es vorgekommen, daß am frühen Morgen betäubte Europäer, betäubt entweder vom Opium oder vom Alkohol, splinternackt in der Gollonstraße am Eingange zum Chinesenviertel von der Polizei aufgefunden wurden. Man hat auch schon Leichen in jenen Straßengräben gefunden, und die Polizei hat stets nur nach außen hin der Form wegen Nachforschungen gemacht, denn immer lag die Schuld am Europäer.

Es dauerte nicht lange, so stand ich mit den mir bisher Unbekannten auf bestem Kameradschaftlichem Fuße. Sie freuten sich an meiner fast kindlichen Befriedigung und Begeisterung, wenn ich durch einige chinesische Phrasen meine Glückseligkeit über den Gewinn ausdrücken konnte, und oft nahm der

eine oder der andere mein Geld, das seiner Ansicht nach auf ein aussichtsloses Feld gelegt worden war, mit einem lebenswürdigen Lächeln einfach hinweg und setzte es irgendwo anders hin. Verlor ich dann doch, so bestand er trotz meiner Proteste darauf, das Geld aus seiner Tasche zu ersetzen. In kurzer Zeit war ich allen bekannt und das Ziel lebenswürdig gemeinter Scherze. Ich bemerkte, daß manche Spieler, die einen gewissen Gewinn gemacht hatten, an das andere Ende des Saales gingen, wo an der Wand ein Hausaltar hing mit einem seidenen Vorhang über einem Gotte. Rechts und links davon brannte eine Ampel, darüber war eine Opferschale angebracht. Dort legten sie eine Gabe hinein, und der Inspektor sagte mir, daß es gewöhnlich ein Fünftel des Gewinnes sei. Auch der Bankhalter sei verpflichtet, dem Gotte ein Fünftel zu opfern. Das Geld ist bestimmt für die Armen der chinesischen Bevölkerung.

Ich will das System des Fang-tang dem, der es nicht kennt, in aller Kürze erklären. Der Tisch ist, wie gesagt, eingetheilt in vier Felder. An einem Ende sitzt der Bankhalter. Vor ihm ein Häufchen kleiner Seemuscheln. Mit einer Tasse trennt er einen Teil der Muscheln, so viel, wie ungefähr in eine größere Kaffeetasse hineingingen, von dem vor ihm liegenden Haufen ab, zählt dann mit einem

Stäbchen immer vier Muscheln weg, so daß zuletzt ein Rest von drei, zwei oder auch nur eine Muschel bleibt. Geht die Teilung auf, so hat der Spieler verloren; andernfalls erhält er das Doppelte, Zweifache oder Dreifache seines Einsatzes, je nach dem Feld, auf welches er gesetzt hat. Ich habe zugeesehen, wie Männer, nachdem sie kein Silbergeld mehr besaßen, ihre letzten Kupfermünzen hinlegten; waren auch diese hin, so zogen sie in stoischer Ruhe ihre Ringe vom Finger oder legten irgendein Geschmeide von ihrem Körper vor den Bankier, der ihnen eine dem Wert des Gegenstandes entsprechende Summe hinlegte. Ja, ich war Zeuge, daß ein Mann, ein alter, zusammengeschrumpfter Mensch, dem man das Opiumlaster auf dem Gesichte ansah, einen Zettel hervorzog, auf dem er sich verpflichtete, zehn Tage wie ein Leibeigener für den Bankier zu arbeiten. Ein Mitglied des Klubs erzählte mir sogar, daß ab und zu ein Spieler nicht nur sich selbst, sondern Frau und Kinder für monatelange Frondienste dem Bankier verdinge. So tief wurzelt die Leidenschaft des Spiels im Chinesen. Man sagt nicht umsonst, daß, wo zwei Chinesen zusammenkommen, eine Spielbank aufgemacht wird.

Hinter dem Spielsaal befand sich eine Art Restaurant mit einem Privatzimmer, in dem die bedeutenderen Klubmitglieder sich aufhielten. Macnaughty ließ mich

eine Weile mit ihnen allein, weil er, wie er mir sagte, noch einen kleinen Gang zu besorgen hatte. Es fiel mir auf, daß die Leute, nicht wie es bei Hindus üblich ist, mich mit Fragen privatester Art belästigten. Sie sprachen über dies und jenes, und jeder hatte eine Liebenswürdigkeit für mich. Wo ich wohnte, wollten sie wissen, denn, sagte einer zu mir, *'you are very kind, we want to pay your honour a visit!'*. Eine nette Liebenswürdigkeit dachte ich mir, gab aber meine Adresse, und damit war für mich die Sache erledigt. Drei Tage später aber machte der erste von ihnen sogar mit seiner Frau, wenn es nicht eine „gemietete“ war, mir einen Besuch.

Ich blieb wohl über eine Stunde mit ihnen allein, und wäre gern noch länger geblieben, als Macnaughty erschien und mich abholte zu einer neuen Überraschung. Fünf Minuten Wanderung durch die langsam aussterbenden Gassen, dann ein altes, im Hindustil gebautes Haus, in Dunkelheit gehüllt. Mein Begleiter klopfte an die Thür in einem Takt, der wie ein verabredetes Zeichen klang, doch niemand antwortete. Darauf klopfte er am Fensterladen nebenan, und als auch daraufhin innen kein Lebenszeichen zu hören war, zwängte er seinen Stock zwischen die Laden und öffnete sie. Ein schwacher Lichtschein floß uns entgegen. Im Innern sah ich eine weibliche Gestalt in einem langen, weißen Sari,

den sie gerade noch um ihren Leib wand. Macnaughty gab sich zu erkennen, schloß die Läden wieder zu, und nach einer Weile schlürfte es über den Gang der Türe zu. Sie wurde geöffnet von jemand, den wir nicht sehen konnten, weil er hinter der Türe stand. Wir traten hinein, gingen durch den Flur und kamen in das Zimmer. Eine alte, häßliche Wettel, die Mutter Rachels — so hieß die uns Empfangende — zündete eine Petroleumlampe an, stellte die grüne Glocke darüber, und so konnte ich das Innere des Raumes betrachten. Ein schmutziges Zimmer, an den Wänden billige, abgeschmackte Bilder, Jagdszenen, wie man sie in den Schnapschenken Deutschlands trifft; ein Bild von der unbefleckten Empfängnis, nicht weit daneben in grellen Farben die Photographie des Königs von England. Auch die Kali mit goldglitzernden Gewändern fehlte nicht, und als Hauptstück prangte an der anderen Wand ein riesiger Rahmen, der etwa 50 Bilder aus Zigarettenspäckchen und Streichholzschachteln umgab. In der Mitte des Zimmers ein brauner Tisch mit der Lampe darauf. Zwei Wassergläser, einige Seltersflaschen und eine leere Whiskyflasche daneben. Geruch von Petroleum und Alkohol erfüllte den Raum. Über dem Bette hing eine Gardine von weißem Tüll, und als ich schärfer hinblickte, entdeckte ich einen Bengali, der sich so nahe wie

möglich an das Dunkel der Wand zu drücken versuchte, damit man ihn nicht sehe. Es war ein Kunde der Rachel. Als dieser sah, daß wir so schnell nicht Anstalten machten zu gehen, drehte er sich um und schaute schläfrig und blöd in das Licht hinein. Wir sprachen zueinander, als wäre er nicht da, und endlich schlief er ein. Rachel verschwand für einen Augenblick und kam dann mit einer Flasche Whisky zurück. Ich lehnte ab, denn die Marke schien mir nichts Besonderes zu sein. Dann setzte sie sich mir gegenüber. Sie mußte einmal wunderschön gewesen sein, als sie noch nicht so weit gesunken war, fremde Leute in ihr Zimmer zu lassen, selbst wenn ihre Liebeskundschaft da war. 25 Jahre etwa mochte sie zählen, neigte schon zur Fettleibigkeit; um die Augen lag ein tiefes Schwarz, und feine Furchen zogen der Nase entlang bis zu den Mundspitzen; die Brüste waren schon etwas welk. Ihre Mutter aber, die sich wohlweislich, wenn auch ohne Absicht, ins Halbdunkel des Zimmers außerhalb des Lichtkreises der Lampe gesetzt hatte, war ungefähr das abstoßendste Weib, das ich je gesehen. Eine Heze im wahren Sinne des Wortes. Gierige Bettleraugen, ein gemeiner Mund, der stets vor sich hinhurmelte: „Ach, die Ehre, die große Ehre. Gott segne Euer Gnaden für die große Ehre. Nichts sind wir als Staub, aber Euer Gnaden hat uns

erhoben. Der Name Euer Gnaden soll bestehen in alle Ewigkeit.“ Dann erhob sie alle Augenblicke ihre gefalteten Hände zur Stirne, und einmal kam sie sogar auf uns zu, fiel vor dem Inspektor nieder, berührte seine Füße mit ihren beiden Händen und dann ihre Stirne. Sie wollte das auch bei mir tun, doch ich wehrte mit den Händen ab, am liebsten hätte ich sie mit den Füßen weggestoßen.

Nun erfuhr ich, worin die Überraschung bestehen sollte. „Wo ist Malka?“ frug der Inspektor. Zu mir gewandt: Ein wunderschönes Mädchen, er werde es mir verschaffen, „so etwas Billiges wird sich Ihnen im Leben nicht mehr bieten“. Ehe ich mich von meiner Verwunderung erholen konnte, war die Rachel schon aus dem Zimmer verschwunden, und ich hörte aus dem Raume über mir erregtes Aufmuntern, ängstliches Sträuben, Bitten, dann zorniges Rufen. Die Rachel kam zurück, allein. Da stand die Alte auf. Mit einem häßlichen Schimpfwort, unbewußt seiner Bedeutung für sie selbst: „Mißgeburt einer schwarzen Hure“ — als sie das sagte, trat ihr richtig der Geifer vor den Mund —, schlürfte sie hinaus, und kurz darauf hörte ich von oben ihre keifende Stimme, doch keine Widerrede. Als sie herunterkam, trat Malka ihr voran in das Zimmer. Mir war, als flutete Licht des Himmels in das Zimmer. Ich kann ihre Schönheit nicht beschreiben,

wie sie vor mir stand, in zitternder, furchtbarer Angst, die Augen zu Boden geschlagen; nur einmal, als die Alte sie in den Arm kniff und mit einem giftigen Blicke aufforderte, zu mir zu sprechen, schaute sie mich an mit Augen, daß ich fast aufgesprungen wäre, sie zu umfassen und ihr zuzusüstern: „Liebes Kind, wegnehmen will ich dich aus dieser Hölle des Schmutzes und des Glendes, fürchte dich nicht, ich will dir Bruder sein und keinen Schatten auf dich kommen lassen.“ Ich fühlte in mir eine Liebe zu diesem Geschöpfe, mein Blut siedete, die Pulse hämmerten wie im Fieber, doch wie ich heute daran denke, darf ich sagen, es war in jener Liebe, jener Bewunderung nichts Sinnliches. Ich wollte sie nur in die Arme nehmen und schützen wie ein großer Bruder sein bedrohtes Schwesterchen. Die Alte stand hinter ihr an der Thür, als wollte sie ein Fliehen verhüten. „Gehe doch vorwärts, zeige dich dem Herrn, grüße ihn, sprich,“ so munterte sie das Mädchen mit ihrer keifenden Stimme auf, hier und da von hinten puffend. Die Rachel stand daneben, sagte nichts, nur ab und zu lachte sie spöttisch über die Schüchterne. Der Inspektor und ich saßen schweigend am Tische. Endlich bat ich ihn, der Alten zu sagen, sie solle das Kind, dem das Weinen um die Lippen zuckte, gehen lassen. Doch er meinte: „Seien Sie zufrieden, heute oder morgen, eines Tages muß sie doch daran glauben,

und es ist schon besser, Sie sind der erste, dem sie ins Bett gelegt wird.“ Wie er dies ihm Selbstverständliche so brutal aussprach, war es mir, als stünde ich vor etwas Neuem in meinem Leben, etwas Unfassbarem, das mich ins innerste Wesen hinein erschütterte. Die Alte und die Rachel verloren endlich die Geduld mit der Dummen und, an jeder Hand sie fassend, zerrten sie sie an den Tisch. Mit ihren knöchigen Händen, die von schwarzen Fingernägeln und Warzen verunziert waren, griff die alte Heze dem Mädchen unter das Kinn, drehte das Gesicht mir zu, wie Sklavenhändler es mit ihrer Ware tun. „Sie ist noch Jungfrau, 14 Jahre alt, hat noch nie einen Mann gesehen, o Herr. Sie wird Glück bringen und Freude in dein Haus.“ Auch der Inspektor redete mir zu: „Eine Gelegenheit wie noch nie und für nur 200 Rupien im Monat. Es ist gewissermaßen eine Gefälligkeit, daß Sie sie um diesen Preis erhalten.“

Endlich setzte sich das Mädchen an meine Seite, aber, als ich mit meiner Hand ihr zärtlich die Wange streichelte, weiß Gott, nur aus innigem Mitleid für das arme, von Gott und dem Heiligsten auf Erden, der Mutter, verlassene Kind, da schauderte sie zurück, als hätte etwas scheußlich Kaltes sie berührt. Die Alte sah ihr Zaudern, stand auf, ging auf sie zu und zerrte sie an den Haaren, die Bückfugung mit einem gräßlichen Schimpfwort begleitend. Da hielt

es mich nicht länger, ich erhob mich und fuhr das Weib an: „Was fällt Euch ein, ich bin nicht gekommen, um eine Hure hier zu kaufen, laßt das Mädchen auf ihr Zimmer gehen!“ Als die Alte mich verdutzt anschaute, weil sie sich meinen Besuch nur mit der Absicht erklären konnte, ihre Tochter zu kaufen, nahm ich Malka bei der Hand und führte sie an die Türe, öffnete sie und schloß sie hinter der langsam und weinend Fortgehenden.

Hätte ich doch in jenen Kauf eingewilligt, denn durch meine Absage hatte ich ihr Los nicht verbessert, das sagte mir auf dem Heimwege der Inspektor, und das sagte mir die Malka selbst, als ich zwei Wochen später allein wieder dorthin ging. Tag und Nacht hatte mich ihr Bild verfolgt. Ein Mädchen, so schön, wie ich es noch nie gesehen hatte. Und mit dem Mitleid um das Kind kämpfte die sinnliche Sehnsucht nach dem blühenden Körper des Weibes. Aber als ich wieder kam, war es zu spät. Ein armenischer Jude hatte sie zu sich genommen. Die Nacht verbrachte sie in seinem Hause, und am anderen Morgen kehrte sie wieder zu ihrer Mutter zurück. So wie sie, gab es noch viele in Kalkutta. Meistens Jüdinnen aus Bagdad, die die schönsten Frauen sind. Gern wäre ich öfter hingegangen, das Kind zu besuchen, aber sie war nun Eigentum eines anderen, und eines Tages sah

ich auch ihn, einen häßlichen, geilen, abstoßenden Menschen mit krummer, geierartiger Nase, gelben, zerhackten Zähnen, glasköpfig, mit weit abstehenden Ohren, krächzender, pfeifender Stimme und einer mußgroßen Warze hinter dem rechten Ohr. Ein häßlicher Teufel, aber er bezahlte noch 100 Rupien über den Preis, für den sie mir angeboten war. Nur einmal war sie allein mit mir für einen kurzen Augenblick, und da flüsterte sie mir todtraurig zu: „Ach, du guter Herr, warum hast du mich damals nicht genommen, wie viel lieber wäre ich bei dir.“

Ich bin seit jener Zeit viel herumgekommen, habe viele Städte und Orte in Indien gesehen, bin mit vielen Europäern, Engländern, Franzosen und Deutschen zusammengekommen und habe überall die traurige Erfahrung gemacht, daß unter den vielen kaum einer ist, der nicht auf solche Art sich eine Konkubine für die Dauer seines Aufenthaltes in Indien besorgt. Eine Schmach und eine Schande für die weiße Kultur. „Mariage du Pays“ ist der Fachausdruck für dies Verhältnis. Die Waisenhäuser christlicher, besonders aber katholischer Missionen sind gefüllt mit den Kindern, die solchem Zusammenleben entsprossen. Das Schlimmste ist, daß die Inder selbst diesem Unwesen in die Hände arbeiten. An der Malabarküste kenne ich eine Familie, die nicht arm ist, und keinesfalls hätte die Armut sie gezwungen,

die einzige Tochter einem europäischen Kaufmann zu verkaufen. Und doch tat sie es. In Ewigkeit gedenke ich jener Nacht, da ich nicht weit vom Hause dieser Leute bei einem Freunde saß. Lautes Weinen erscholl, Schluchzen und Jammern. Als ich meinen Freund nach der Ursache dieses Klagens fragte, sagte er mir leichthin, daß vor ungefähr einer Woche der Diener eines deutschen Kaufmanns mit den Eltern ein Geschäft abgeschlossen habe, wonach das Mädchen, noch keine 16 Jahre alt, dem Kaufmann als Konkubine für die Summe von 200 Rupien abgegeben werden sollte. Heute wurde sie vom Diener in ihr neues Heim abgeholt. Ich war dumm genug zu glauben, mit meiner Fürsprache dem Mädchen Nutzen bringen zu können, und ging hinüber, aber die Eltern wiesen mir die Türe, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten bekümmern. Später habe ich gelernt, zu schweigen. Wenige Europäer gibt es, die diesen Brauch nicht üben, und bei Macnaughty habe ich es erfahren, daß er wie viele andere seiner Kollegen von dieser Art Geschäft sein Einkommen bezieht.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Indien war ich oft versucht, mit unserer höheren sittlichen Weltanschauung zu prahlen, aber wenn ich durch die Turnbullslane ging und Zeuge war des jammervollen Elendes jener Straßen, dann

schwieg ich, und Scham erfüllte mich. Redlich habe ich in indischen und europäischen Kreisen versucht, mitzuarbeiten an der Beseitigung dieses Schandfleckens unserer Kultur, und immer, wenn ich im Kreise junger Männer das Mitleid für die Frau, den Sinn für die Heiligkeit des Weibes, für die Heiligkeit der Mutter, wachrufen wollte, dann stieg vor mir die Gestalt Mallas auf und blickte mich flehend an: „Kämpfe für uns und unser Geschlecht, kämpfe um die Heiligkeit der Mutterehre!“

Sita-Bhai.

Meine Freunde, die Banjara, mit denen ich das Nachtlager geteilt hatte, waren auf der unendlichen Heerstraße der großen Könige vergangener Zeiten, von denen heute noch die Volkslieder singen, ihres Weges weitergezogen. Ich hatte sie am Abend vorher bei Anbruch der Dunkelheit getroffen, als ich den Fluß kreuzte. Weit und breit war kein Baum zu sehen, kein Dorf, und so gab es sich denn, daß ich von meinem Feuer nach kurzer Zeit zu dem ihrigen hinüberging. Die Flamme meines eigenen Lagers erlosch, und als die tiefe Nacht über dem Dschungel lag, war ich noch immer unter ihnen und lauschte den Erzählungen ihrer wunderbaren Fahrten, ihren Legenden und Liedern. Wir vertrugen uns so gut, daß wir sogar das schlichte Mahl in dem gleichen Topf kochten und redlich miteinander teilten. Es waren ihrer acht, drei Männer und vier Frauen mit einem Mädchen, das nach indischer Anschauung und indischem Recht schon Witwe geworden war. Ich habe die Banjara immer geliebt, wenn sie auch unter der indischen Bevölkerung einen schlechten Ruf

haben und gemieden werden, wie bei uns und in Südeuropa die fahrenden Zigeuner. Wenn sie sich einem Dorfe nahen, wird das Eigenthum mit doppelter Wachsamkeit behütet. Doch sind sie harmlos und, wenn man unter ihnen selbst weilt, von kindlicher Einfalt und Anhänglichkeit.

Wie gesagt, sie waren ihres Weges gegangen, nachdem sie ihre Töpfe und ihre Decken in einen Ochsenwagen, den sie mit sich führten, verstaут hatten, und weit hinter mir sah ich nur noch ein kleines Wölkchen Staub, aufgewirbelt von ihren Wagen. In Gedanken beschäftigt mit der vergangenen Nacht, wanderte ich die Straße entlang; der kühle Morgenwind wehte vom Dschungel herüber, doch die schnell höhersteigende Sonne verdrängte ihn, und die Tageshitze fing an sich zu verbreiten. Es war eine fast eintönige Gegend; zu beiden Seiten der mit knietiefem Staub bedeckten Straße die typischen Dornenbäume des Dschungels mit ihren dünnen Blättern, die in der Mittagshitze keinen Schatten gewähren. Dazwischen Kaktusgruppen oder vereinzelte Aloestauden, deren nackte Stengel meterhoch aus der Pflanze heraus in den Himmel hereinragen und die Eintönigkeit nur noch stärker zum Ausdruck bringen. Kein Mensch arbeitete mehr auf den wenigen Feldern, die hier und da mitten in der Wildnis lagen, denn es war die Zeit

des heißen Sommers, da die Ernte vorüber ist und die müde Erde des Regens harrt.

Die großen Heerstraßen Indiens sind ein Lehrbuch der Völkerkunde. Da kommt auf einem struppigen Pony, grau vom Staub der Straße, ein Brahmine dahergeritten; er hockt mit gekreuzten Beinen auf seinem Sattel, der aussieht wie ein Polstersitz, oder seine bronzenen Beine hängen zu beiden Seiten des Tieres herunter und schlenkern hin und her nach dem Gang des kleinen Pferdchens. Das Tuch seines Turbans hat er über den Mund gezogen, um die heiße Luft und den feinen Staub abzuhalten, der manchmal vom leichten Wind emporgeworfen über die Straße fliegt. Oder es rattert ein Ochsenkarren daher, nur der Treiber mit seiner bunten Weste scheint darauf zu sitzen. Er balanciert vorn auf der Deichsel, und man wundert sich über die Fertigkeit, mit der er seinen Sitz auf dem schmalen Platz behält. Das Bambusdach der Karre hinter ihm ist mit einem weißen Tuch überspannt und nach vorn zusammengezogen wie ein Vorhang. Hin und wieder öffnet dieser sich ein wenig in der Mitte, und ein feines Näschen mit zwei kohlschwarzen Augen späht durch die Ritze dem Vorübergehenden entgegen. Immer ist Leben auf der Heerstraße. Dem Fakir, der seine ganze Habe und seine Erwerbsmittel über die

Schultern geworfen oder an den beiden Enden seines Bambussteckens trägt, sieht man nicht an, wieviel Tausende von Meilen er schon die Wochen, ja Monate auf dieser wie eine Schnur von Süd nach Nord über die Halbinsel gespannten Straße zurückgelegt haben mag. Ein andermal kommt eine kleine Gruppe wandernder Sänger, ihre ganze Habe auf dem Rücken eines Ochsen zusammengebunden, dessen Hörner mit Messingringen geschmückt sind oder bemalt mit den Lieblingsfarben Rot und Gelb. Die Frauen tragen weite Reifröcke wie Krinolinen, beim Gehen schlagen sie auseinander wie die Blätter der Phönixpalme. Die staubgrauen Füße sind bedeckt an Knöchel und Zehen mit Ringen und Spangen, die ihren Gang begleiten mit einem ewigen Klirren und Klingen, wie der Klang winziger Glöckchen. Der malerische rote Sari ist über die Brust geschlagen und bedeckt das tiefbraune Antlitz; aber trotz der Lieder von Liebe und Glück haben die Gesichter der Frauen stets einen Zug von Müdigkeit und einer Sehnsucht, die sie selbst nicht und noch weniger der fremde Beobachter zu deuten wüßten. Selten nur kommt ein Europäer daher mit seinem Gefolge von Sepoys und Dienern — ein Beamter der Regierung auf seiner Inspektionsreise. Sie alle gleiten vorüber wie die Bilder eines Kaleidoskop; man weiß nicht, woher sie kommen, wohin sie gehen.

Der unendliche Dschungel führt sie uns entgegen und nimmt sie wieder auf in seine Unendlichkeit. Aber was sich trifft, grüßt sich und, obwohl man sich nie gesehen im Leben, heißt der Gruß doch immer: „He, Bruder!“, und manchmal setzt man sich hin, wenn irgendwo ein schattiges Plätzchen ist, zieht das irdene Wasserpfeifchen heraus, raucht ein bißchen und unterhält sich über das Woher und Wohin, herzlich und ohne Neugier, und scheidet wieder mit dem Brudergruß: „Gott segne dich! Siva behüte dich, Bruder!“

Die Mittagsstunde nahte. Vor mir zeigten sich Palmengruppen und das Laubwerk von Banyanenbäumen und am Horizont in langer Linie dahinziehend ein Streifen: der Fluß! Auf der andern Seite, fast verschmolzen im Blau des Himmels, erhob sich der steile Hügel, auf dem Palghatti lag — mein Ziel. Noch eine Wegstunde in glühender Sonnenhitze, und der Fluß war erreicht. Wer tagelang durch den Dschungel gewandert ist, nichts sehend als das eintönige Grau der nach Regenschmachtenden Dschungelerde, atmet auf beim Anblick des Flusses wie der Reisende in der Wüste, wenn er die Dase erreicht. Die Ufer des Flusses weisen dort, wo die Menschen ihn überschreiten, überall deren Spuren auf; man sieht schwarz berußte Steine, die die Wanderer in der Nacht vor-

her zum einfachen Herd zusammengestellt haben, und in ihrer Nähe zerbrochene Töpfe. Oder es befinden sich noch Menschen dort, die kurze Rast machen. Die Ochsen sind von dem Wagen losgespannt und plätschern glücklich im köstlichen Naß. Die Männer kauern am Wasser und rauchen das unvermeidliche Tschillum, während die Frauen sich irgendwie mit häuslichen Arbeiten beschäftigen. Denn wo der Hindu auch hinreißt, nimmt er alles mit, was er braucht, um sich irgendwo häuslich niederzulassen.

Ich ging über den Fluß hinüber und auf der andern Seite den steilen Weg hinauf in die alte, befestigte Stadt. Unten am Fluß befinden sich drei kleine Tempelchen, aus Flußsteinen roh gefügt. Wer das Wasser überschritten hat, bringt dort seine Opfer und verrichtet ein Gebet. Wie ein Storchennest horstet Palghatti auf felsiger Höhe, eine Mauer von gelbgrauem Lehm umgibt es, und eine Zugbrücke verbindet seine Bewohner mit der Außenwelt. Der Weg zur Stadt hinauf ist mühsam und steil, eine Treppe von vielleicht zweihundert holprigen Stufen bildet seinen obersten Teil. Beim Nahen tritt das kriegerische Aussehen der alten Feste stark zutage. Der hohe Wall ist durchlöchert von Schießscharten, und in kleinen Abständen erheben sich hölzerne Türme, Auslugen, die Übersicht gewähren über die ganze Ebene. Kein Feind kann

Palghatti nahen, ohne von dessen Wächtern schon Stunden vorher beobachtet zu sein.

Wenn man über die Zugbrücke in die Stadt hineinkommt, erhebt sich als Vorposten der Neuzeit das Postamt, aber in Bau und Farbe seiner Wände paßt es in das zusammengedrängte Wirrwarr der Häuser hinein, als hätte es schon bestanden zu den Zeiten, als Sivaji Maharata mit seinen Horden Furcht und Schrecken über das Land verbreitete. Auch Palghatti war nach langer wechselreicher Geschichte in seine Hände gelangt, und von hier aus fiel er über die kleinen Fürstentümer der Umgegend her. Rechts vom Eingang in die Stadt auf hohen Wällen steht noch eine uralte Kanone. Ihr eherner Mund freilich, der ehemals feurigen Schrecken spie, ist heute von den frommen Hindu niederer Kaste rot bestrichen und zerbrochene Kokosnußschalen liegen zwischen den Rädern. So ehrt das Volk in diesen Tagen, da es wieder die Befreiung vom Joch der Fremdherrschaft ersehnt, den kühnen Helden, der das Hindutum vor der gierig wachsenden Hand der Mogulen beschützte. Sivaji ist kaum eine geschichtliche Figur mehr zu nennen; seine Gestalt lebt in den Herzen der Eingebornen, bei hoch und niedrig, Studenten wie schlichten Dörflern als der Helden-gott, Krishna ähnlich, der sie auch jetzt wieder vom fremden Bedrücker befreien wird.

Dem Postamt gegenüber, getrennt durch einen kleinen Platz, der mit runden Steinen aus dem Flusse gepflastert ist, auf denen die Holzsandalen der hin- und hergehenden Einwohner dröhnen, als gingen sie über Grüste, steht die Schule; eine Schule der guten alten Zeit. Da steht noch keine Wandtafel, keine Landkarte hängt an der weißgeünchten Wand und keine Schulbank befindet sich darin, auf der die kleinen Scholaren mit Taschennessern ihre Namen einkerben können als Erinnerung für kommende Geschlechter. Der Lehrer, ein alter Pandit, seinen zahnlosen Mund stets gefüllt mit rotsaftigem Bethel, hockt vor einem kleinen, fußhohen Pult, und in der Hand schwingt er das Emblem seiner Magisterwürde, einen etwa daumendicken langen Bambusstock. Die fünfzig kleinen Knirpse, die im Kreise um ihn herumsitzen und ganz wie Jungen des Abendlandes sich unterhalten und necken, während er einem kleinen Schlummerchen sich hingibt, singen dabei, so laut sie nur können, gruppenweise zu fünf oder sechs aus einem Buch den Text des Tages. Ein furchtbarer Kadau herrscht, der dem Abendländer das Rätsel aufgibt, wie bei dieser Methode überhaupt etwas gelernt werden kann.

Mir freilich war die Szene durchaus nicht neu. Zu frisch noch war die Erinnerung an meine eigene

Tätigkeit im Staate Maisore. Es war mir dort gelungen, die Behörden zu überzeugen, daß für die vielen externen Schüler der Bau eines Internats unumgänglich notwendig sei, und mit der Zeit fanden sich in meinem Heim ungefähr achthundert auswärtige Schüler zusammen. Im guten Glauben, ihnen allen einen Gefallen zu erweisen, erließ ich das Gebot, daß am Abend, zwischen sieben und zehn Uhr, während die Schüler sich für den nächsten Tag vorbereiten sollten, strenge Ruhe beobachtet werden müsse; bis dahin hatte nämlich jeder Schüler laut für sich studiert. Man stelle sich das Konzert vor, ungefähr achthundert junge Menschen, jeder mit seiner eignen Aufgabe beschäftigt, der eine an einem mathematischen Problem arbeitend, der andere ein Gedicht auswendig lernend, der dritte eine Rede vorbereitend für die Debatte am Samstag, der vierte wieder ein Kapitel aus der Geschichte memorierend, und all das mit äußerster Stimmkraft treibend! Da in meinem College die beste Disziplin herrschte — denn sie beruhte auf der Liebe zwischen den Schülern und dem Lehrer —, wurde mein Gebot beachtet und befolgt. Aber keine Woche verging, da wurde eine Deputation der Internen in einer späten Nachtstunde bei mir vorstellig, und bat dringend um Zurücknahme meiner Vorschrift, weil es ihnen sonst unmöglich wäre,

„geistlig zu arbeiten“, und so schallte denn, wenn ich am Abend durch die Zimmer des Internats ging, wieder der mannigfaltige Gesang eifriger Schüler mir entgegen.

Ich hatte eine Unterhaltung mit dem Magister begonnen, einem langen, spindeldürren Brahminen. Als die Schüler in ihrem Lärm einhielten, weil sie neugierig auf unser Gespräch hinhorchten, versetzte er mit seinem Stocke den Vordersten einen Klaps, unparteiisch in der Wahl der Person wie des Körperteiles, den er traf. Während nun die fünfzig jungen Menschen, durch seinen Wunderstab zu neuem Eifer angespornt, aus Leibeskräften an ihrer Lektion wieder weiterbrüllten, führten wir unser Gespräch fort. Ein dritter hätte glauben können, wir stritten uns, weil wir natürlich gezwungen waren, den Lärm der Schüler noch zu übertönen. Im Laufe des Gespräches bemerkte ich in einer Ecke des Zimmers einen aus der Wand hervorragenden Balken, von dem eine etwa zwei Fuß lange Kette mit einem Strick daran herunterhing, und fragte den ehrwürdigen Magister nach dem Zwecke dieses Apparates. Es war nichts anderes als ein „Galgen“ für eventuelle Delinquenten unter seinen Scholaren. Das Gebiet der körperlichen Züchtigung ist überhaupt ein interessantes Kapitel, über das ich aber lieber ein andermal zusammenhängend berichten werde.

Auf meinen Wunsch gab der Lehrer seinen Schülern einen halben Feiertag und begleitete mich auf meinem kurzen Rundgang durch die Stadt und zeigte mir ihre „Sehenswürdigkeiten“. Nur in den östlichen Teil der Stadt wollte er nicht gehen, weil dort die Anhänger der „linken Hand“ wohnten. In vielen Städten und Dörfern, selbst in Madras, habe ich auf meinen Reisen diese Spaltung der Hindugesellschaft in die Parteien „linke Hand“ und „rechte Hand“ wahrgenommen, aber nirgends so ausgeprägt wie in Palghatti. Man kann diese Parteien weder Sekten nennen noch Kasten, und ihr Ursprung ist geschichtlich nicht festzustellen; er reicht zurück bis in die Zeit der Mythologie. Die „Linkshänder“ von Palghatti besaßen ihren eignen Tempel, ihre eignen Läden und Werkstätten, und mit Eifersucht, die oft zu Handgreiflichkeiten führte, bewachten sie die Grenzscheide, die sie von den „Rechtshändigen“ trennte. Natürlich hat auch, solange Palghatti besteht, noch kein Mitglied der „linken Hand“ in die Partei der „rechten Hand“ hineingeheiratet und umgekehrt.

Die Häuser und Hütten der Stadt längs der Mauer waren ganz an diese herangebaut. Bei einem Haus stiegen wir auf das Dach, um so auf den breiten Wall zu kommen, der rings um die Stadt läuft und so breit ist, daß ein Ochsenwagen

bequem auf ihm fahren könnte. Der Ausblick, der sich von ihm aus über die weite Ebene bietet, war nicht abwechslungsreich und doch zauberhaft schön. Kein Berg, kein Wald setzte dem Blick eine Grenze. Die graue Eintönigkeit des Landes wurde nur belebt durch das dunkle Grün der Palmengruppen, in denen ganz versteckt die kleinen Dörfer liegen. Über den dunkeln Blätterdächern flatterte hier und dort eine gelbe Fahne von den Spitzen der Tempeldächer. Lange Linien von Palmen zeigten den Lauf eines Flusses an. Wie dunkle Bleistiftstriche auf braunem Papier zeichneten sich die Wege ein, die den Dschungel durchkreuzen von einem Dorf zum andern. Manchmal bewegten sich auf diesen Linien winzige Punkte, eingehüllt in eine feine weiße Wolke — irgendein Ochsengefährt, das durch den Dschungel fuhr, unbekanntem geheimnisvollen Zielen entgegen — oder noch kleinere Punkte: arbeitende Bauern in den Feldern. Direkt am Fuße des Berges, auf dem wie ein Krähenest die Stadt thront, konnte man Hirtenbuben sehen, die ihre schwarzen Büffel hüteten, badende Frauen im Flusse und trinkendes Vieh.

Beim Lehrer kochte ich mein schlichtes Mahl, etwas Dhal und einen Tschapatti. Während ich meine kulinarischen Genüsse vorbereitete, stand die junge Generation von Palghatti in achtungsvoller Entfernung vor der Veranda und sah meinem

Treiben zu. Sie ging auch dann nicht fort, als ich mich zum Essen hinsetzte. Das ist beim Hindu keine verletzende Neugier; der Fremde ist gewissermaßen Eigenthum des Ortes, den er betrifft. Er besitzt kein Recht auf Verborgenheit, sondern alle seine Handlungen sind der öffentlichen Zensur unterworfen. Als dann die Mittagshitze, vom steinigem Pflaster widerstrahlend, über der Stadt lagerte, setzte ich mich mit dem Magister ins Innere des Hauses zur Wasserpfeife nieder, und nach einem halben Stündchen tat der narkotische Dualm seine Wirkung. Ich legte mich auf den Boden und schlief ein.

Es war nachmittags; die engen Straßen begannen sich wieder zu beleben. Vor den Läden hier und dort und auf der Veranda des Postamtes hockten die Männer und unterhielten sich, als ich an der Zugbrücke vom Magister Abschied nahm. Ich stieg hinunter zum Flusse und suchte meinen Weg längs des Ufers stromauf. Nur wer tagelang die Trockenheit des Dschungels durchquerte, kein anderes Schauspiel vor Augen als das ewige Grau des Bodens, aus dem von Zeit zu Zeit wie geheimnisvolle Geister die Sandwolken emporwirbeln, tanzend vor dem Wanderer herziehen und schließlich spurlos verschwinden —, nur der begreift mein Entzücken, wieder einmal an den grünen Ufern eines

Flusses verweilen zu können. Ein kühler Wind kommt vom Wasser her, die Nester der Webervögel an den Palmen, die sich über das Wasser neigen, schwankeu leise im sanften Luftzug, und die Wasser spiegeln das Grün wider, das die Ufer ziert. In der Mitte des Flusses lag eine Insel, überwuchert von Bäumen und Büschen, zwischen denen leuchtende Blumen hervorschauten. In den Büschen einer kleinen Bucht, die das Kristallhelle Wasser auf reinem Fels in sich faßte wie eine Schale, gurrten wilde Lauben, und Libellen tanzten im Sonnenlicht über dem Wasserpiegel, während weiterhin am Rande der Insel eine Schar von weißen Paddyvögeln ruhte.

Ich hatte gerade das sauber gewaschene Hüfttuch wieder umbunden, als um die Biegung des Flusses Gesang ertönte, begleitet von dem Klingen der Vina¹⁾. Es war eine wunderbare Stimme, ein sanfter Alt, und das Spiel der Saiten klang wie das Tönen einer Harfe. Immer näher kam das Singen und Klingen, und zuletzt stand die Spielerin vor mir, eine Sanyassin. Noch nie war mir eine wandernde Nonne von so eindrucksvoller Erscheinung begegnet. Der gelbe Sari reichte vom Scheitel bis zu den Füßen; um den Hals hing eine Kette von hellen

¹⁾ Ein Streichinstrument, das der europäischen Gitarre ähnlich ist.

Lopasen, doch der feinste Reiz ihrer Erscheinung war das wunderbare Gesicht. Ein zartes Gelb das Antlitz, durchzogen von wenigen Furchen nur, die ihm den Ausdruck einer erhabenen, ehrfurchtgebietenden Mütterlichkeit und leiderrungenen Seelenfriedens zu sein schienen. Die Augen blickten hell und klar und waren umrandet von dichten schwarzen Wimpern. Die Frau mochte vielleicht 40 Jahre alt sein, und doch zeigte ihre Gestalt und Haltung noch jugendliche Frische. Um ihren Hals trug sie am roten Bande das Instrument. Wie sie mich bemerkte, hielt sie in ihrem Singen inne. Das Lied war eine Hymne auf die Göttin Sarasvati. Ich verbeugte mich vor ihr und begann das gewöhnliche Wechselgespräch der Wanderer auf Indiens Heerstraße. Im Schatten eines nahen Baumes setzte sie sich nieder, und da ich sah, daß sie ermüdet war, ging ich und brachte ihr Wasser in einer Schale, um ihre Füße zu waschen. Zusammen setzten wir, als die Sonne sich senkte, unsere Reise fort und wanderten bis Ketia, einem kleinen Dörfchen am Laufe des Flusses. Auf dem Wege erzählte sie mir ihre Geschichte, die ich mit ihren eigenen Worten, wie sie in meiner Erinnerung noch haften, wiedergeben will.

„Ich heiße Sita Bhai. Meine Heimat ist das Dorf Thana, in der Nähe von Sekundarabad im

großen Dekkan. Mein Vater war ein Brahmine aus der Sekte der Sibaiten, wohlbekannt in weiter Umgebung als gelehrter Pandit. Meine Mutter entstammte der gleichen Kaste, aber als sie starb, war ich noch ein kleines Kind; sein zweites Weib war eine Kschatria. Ich entsinne mich noch des Hochzeits-tages, da er sie als junges Mädchen in unser Haus brachte. Ach, sie war so jung, daß ich mit ihr spielen konnte, als wären wir Schwestern, und oft gingen wir in den Dschungel hinaus und wanden Kränze von Blumen und schmückten uns damit, oder banden Girlanden und behingen Türen und Pfosten des Dorftempels, der der Göttin Sarasvati, der Göttin der Weisheit, geweiht war. Ich hatte auch zwei Brüder, die der Vater, als sie noch klein waren, zu seinem Bruder in die Stadt schickte, damit sie die Schule der weißen Sahibs besuchten. Als ich vier Jahre alt war, unterrichtete mich der Vater schon in der heiligen Sprache, und als ich das zwölfte Jahr erreicht hatte, war mein Wissen in der heiligen Schrift so groß, daß sie mich im Dorfe Sarasvati nannten. Zu jener Zeit sollte ich auch verheiratet werden, und durch einen Kulin-Brahminen fand der Vater einen Bräutigam für mich. Die Hochzeit fand statt; doch meines Gemahls entsinne ich mich nur schwach; denn ich hatte ihn vor der Hochzeit fast nie gesehen, und nach der Feier verließ er wieder unser Dorf, um erst

dann wiederzukehren und mich als seine Gattin heimzuführen, wenn ich das rechte Alter erreicht hätte. Doch schon vor Ende des gleichen Jahres, an dem die Brahminen uns zum ewigen Bunde vereinten, starb er an einem Fieber, und ich war Witwe. Das Los, das die Witwe sonst trifft, lernte ich in meinem Elternhaus nicht kennen; wohl mußte ich mir, der alten Sitte gemäß, das Haar vom Haupte schneiden, das gelbe Gewand der Buße anziehen und allen Schmuck der verheirateten Frau von mir tun; aber Vater und Mutter behandelten mich trotz der Strafe, die Siva über mich verhängt hatte, mit Liebe und Achtung, und ich betrieb weiter das Studium der heiligen Veden.

So vergingen die Jahre, und ich wurde siebzehn alt; wir lebten, wenn nicht in Wohlhabenheit, so doch in Glück und Zufriedenheit. Da kam auf einmal Schrecken und Leid in das Dorf und in unsere ganze Gegend. Zwei Jahre hintereinander war der Regen ausgeblieben; im ersten Jahre konnten wir uns noch kümmerlich helfen mit den Vorräten der letzten Ernte, und als diese aufgebraucht waren, ließ uns meines Vaters Bruder das nötige Getreide zum Lebensunterhalt. Aber als auch im zweiten Jahre die Götter keinen Regen spendeten, verarmte auch der Dheim, und der Hunger zog bei uns ein. Zuerst verkaufte der Vater unser Feld, dann brachte er ein

Kleidungsstück und ein Schmuckstück nach dem andern in die nahe Stadt, um Nahrung für uns zu kaufen. Aber die Mittel reichten nicht aus, und der Tag kam, da nichts mehr da war. Eines Abends legte mein Vater sich auf die Erde in unserer Hütte nieder und rief mich zu sich; er nahm mein Gesicht in seine Hände und weinte heftig. Er segnete mich, und ich mußte ihm versprechen, wenn er tot sei, mit seinem Weibe das Dorf zu verlassen und in die Stadt zu seinem Bruder zu ziehen. In der gleichen Nacht starb er, und mit meiner Mutter sang ich die Totenlieder an seiner Leiche.

Viele waren schon in unserem Dorf gestorben. Als wir es am andern Morgen verließen, gingen viele mit uns. Die meisten, die da ihre Heimat verließen, hatten ihren Ernährer verloren und wußten nicht, wohin sie ziehen sollten. Auf dem Wege zur Stadt nährten wir uns von den bittern Früchten des Dschungels und von den halbreifen Feigen der Banyanenbäume. Am dritten Tage war der Hunger so groß, daß wir uns kaum weiter schleppen konnten und zuletzt taten, was viele andre vor uns in ihrem Hunger getan hatten: Wir aßen von der roten Erde des Dschungels, vermischt mit dem Wasser eines Dorfsteiches. Der jüngste meiner Brüder, der lustige Jogini, war schon am ersten Tage auf der Straße zusammengebrochen und wir hatten ihn

liegen lassen müssen. Am Abend des vierten Tages sahen wir im Lichte des letzten Sonnenstrahles das höchste Minarett von Sekundarabad. Aber wir glaubten nicht, daß unsere Glieder uns noch bis dorthin schleppen würden; meine Mutter und mein Bruder konnten nicht mehr weiter. Umsonst bat ich zwei Vorübergehende, die ebenfalls der Göttin des Todes zu entfliehen suchten, mir zu helfen, damit ich die Meinen in die Stadt brächte; aber sie gingen ihres Weges, fürchtend, daß ihre Kraft für sie selber nicht reichen würde. Als die Nacht hereinbrach, waren wir allein auf der Landstraße. Die Schakale heulten, denn der Leichen waren viele, die da am Wege lagen. Als die Sonne am nächsten Morgen der Himmelsmitte sich nahte, legte mein Bruder Ramchand sein Haupt in meinen Schoß. Er sprach kein Wort mehr; seine Zunge war vor Durst vertrocknet. Ich selbst glaubte, daß ich zum Gotte Jama gehen würde, legte mich hin und schloß die Augen. Als ich wieder aufwachte, war ich im Hause meines Onkels; ein weißer Sahib hatte mich, als ich bewußtlos in der Sonne lag, gefunden und in seinem Wagen mitgenommen in die Stadt; aus dem Briefe in meinem Sari hatte er die Wohnung meines Onkels ersehen und mich dort abgeliefert. Die Gesetze Karmas sind wunderbar, mein Freund, denn dieser weiße Sahib sollte mein

Herr und Gebieter werden. Höre die Geschichte dieser wundersamen Fügung:

Solange mein Vater noch lebte, hatte mein Onkel mir Liebe gezeigt und ich glaubte, daß er in den Tagen des Leides unser Freund sein würde; aber bald sollte ich erkennen, daß er ein verworfener Mensch war. Er kannte kein höheres Ziel als Reichthum, und ich sollte das Opfer seiner Gier sein. Du weißt, Sahib, daß die Gora-Lokhs¹⁾, wenn sie nur kurze Zeit in unserm Lande verweilen, sich ein Weib unsres Landes kaufen und es in ihr Haus nehmen. Ich war schutzlos, keines Vaters Auge bewachte mich. Oft kam der Diener jenes weißen Herrn, der mich damals vom Tode errettet hatte, zu meinem Onkel und führte heimliche Gespräche mit ihm, aber ich ahnte nicht, daß ich der Gegenstand ihrer Unterhaltung war. Ab und zu kam der Sahib selbst in unser Haus; er war jung und schön, und obwohl mein Vater mir gesagt hatte, daß die Weißen unrein seien, keimte in meinem Herzen die Liebe zu ihm. Eines Abends nahm mich mein Onkel, kurz nachdem der Diener des Sahibs ihn besucht hatte, vor das Haus hinaus, damit niemand uns hören sollte, und sagte mir, daß ich am nächsten Tage in das Haus des weißen Herrn gehen müßte.

¹⁾ Weiße Herren.

Wenn ich meinem freien Willen hätte folgen dürfen, hätte mich diese Nachricht erfreut. Aber da das, was ich vorher gesehen hatte, mir bewies, daß mein Onkel mich um Geld verkauft hatte, weigerte ich mich. Aber was half mein Trozen und dann mein Bitten und Flehen! Er war meines Vaters Nachfolger, und ich hatte zu gehorchen. Die Liebe, die in meinem Herzen heimlich für den Sahib sich entfaltet hatte, wandelte sich in Haß und Verachtung. Wohl sollte ich sein Weib werden, aber nicht ihm angetraut nach den Gesezen unserer Religion, sondern seine Dirne, die er zurückschicken konnte, woher sie gekommen, wenn er ihrer überdrüssig geworden war.

In der Nacht kam eine Sänfte des Sahibs, und mein Onkel und der Diener meines Herrn begleiteten mich, zu beiden Seiten neben ihr gehend, in sein Haus. Das Zimmer, das mir angewiesen wurde, war groß und mit vielen Sachen geschmückt, die mir unbekannt waren, und die ganze Nacht wartete ich in Schrecken und Furcht auf jenen, der sich das Recht über meinen Leib gekauft hatte. Aber er kam nicht. Mehr als zwei Wochen vergingen, und ich befand mich noch immer allein in meinem Zimmer. Nur zur Nachtzeit kam eine Dienerin und begleitete mich hinaus in den Garten, der hinter dem Bangalo lag. In jenen Tagen habe ich oft an Flucht gedacht, aber wo sollte ich hingehen? Es

gab für mich nur zwei Möglichkeiten: entweder in den Basar zu gehen und eine „freudlose Frau“ zu werden, oder in das Haus meines Onkels zurück, der mich doch wieder meinem Käufer zugestellt hätte. So blieb ich und weinte nach meinem verstorbenen Vater.

Als der erste Schmerz und die Verzweiflung sich gelegt hatten, begann ich wieder zu hoffen. Der Sahib, so dachte ich mir, den ich erst geliebt hatte, würde mein Zimmer betreten, und dann wollte ich mich ihm zu Füßen werfen und Gnade erbitten von ihm. Aber ich schämte mich, nach ihm zu rufen. In einer Nacht kam er selbst. Doch das Entsetzliche, das ich fürchtete, geschah nicht, sondern er stand vor mir lange, lange — dann strich er mir mit seiner Hand über die Wange und sagte: „Du weißt, wie ich dich erworben habe, aber nun schäme ich mich über das, was ich getan. Wenn du es willst, lasse ich dich ziehen. Ja, ich will dir Möglichkeiten schaffen, daß du nicht zurückzukehren brauchst in das verhaßte Haus, aus dem ich dich geholt. Nur wenn in deinem Herzen die Verzeihung erwacht für mich und die Liebe, dann will ich dankbar dich in meinem Haus empfangen. Nun geh' schlafen, Geliebte, und wisse, daß ich nie meine Hand ausstrecken werde nach dir, solange ich nicht fühle, daß auch du mich liebst.“ Als er so zu mir sprach,

schlug die Liebe in mir empor, mächtiger als je und am liebsten hätte ich mich gleich in seine Arme geworfen, auf daß er mit mir tue nach seinem Gefallen, aber ich verharrte in Schweigen, bis er das Zimmer verlassen, legte mich auf mein Lager und weinte in Scham und Liebe. In der nächsten Nacht aber wurde ich sein.

Er behandelte mich nicht, wie sonst die weißen Männer die gekauften Mädchen unseres Landes, sondern bewies mir in jeder Unterhaltung seine Achtung; er unterrichtete mich in der Sprache seines Volkes, er brachte eine weiße Lehrerin ins Haus, die mir alle Sitten und Gebräuche beibrachte, die einer Men-Sahib eigen sind, und was noch mehr war, er verbarg mich nicht wie etwas Sündhaftes in seinem Hause, sondern als ich nach und nach die Sprache und die Sitten der Weißen angenommen hatte, mußte ich ihm Gesellschaft leisten, wenn er Freunde seines Volkes eingeladen hatte, und im Hause nannten sie mich die Men-Sahib. Die Dienerin hatte mir erzählt, daß viele seiner Freunde nicht mehr mit ihm verkehrten und sein Haus mieden, weil er mir eine Stellung einräumte, die nur einer weißen Frau geziemte. So ist der Begriff der Ehre unter den weißen Männern in diesem Lande: sie betrachten es nicht als Schmach oder Sünde, ein Hindumädchen mit schnödem Gelde sich als Sklavin

zu kaufen, aber als eine Schande und Unehre betrachteten sie es, sich zu dem Weibe, dessen Liebe sie genießen, vor den Menschen zu bekennen.

Nach ungefähr einem Jahr gebar ich einen Knaben; die Liebe, die uns verband, wurde nur noch mächtiger. Da geschah etwas, was mich bis in das Innerste verletzete: er hatte den Mut gezeigt, auf offener Straße mit mir zu gehen, aber die Frucht unserer Ehe suchte er zu verheimlichen. Als das Kind kaum gehen konnte, sagte er mir eines Tages, daß wir es nicht im Hause behalten dürften. Ich fiel vor ihm zur Erde nieder, und seine Knie umfassend, flehte ich, mir das Kind zu lassen, oder uns beide zu verstoßen. Er verharrte bei seinem Entschlusse, und ich hatte nicht die Kraft, von ihm zu lassen, um so weniger, als er versprach, daß ich ab und zu Gelegenheit haben würde, unser Kind zu sehen. So schickte er den Knaben, dem er mir zuliebe den Namen meines Vaters Harchandra gegeben hatte, in ein Missionshaus zur Erziehung. Drei Jahre dauerte die Trennung, und er sah mir an, wie furchtbar ich darunter litt. Da siegte in ihm die Liebe für mich, und in seinem Herzen erstarkte der Mut des Mannes und des Vaters. Ach, Sahib, wie herrlich war die Zeit, die nun folgte, und er war so gut und so liebevoll zu uns beiden. Wenn am Abend die Faktorei geschlossen war, und er

müde nach Hause kam, ging er nicht wie alle andern weißen Herren nach dem Ghym-Khava¹⁾, sondern er blieb bei uns und spielte mit uns im Garten oder im Innern des Hauses. Doch dies Glück sollte nicht lange dauern — die Trennung kam.

Unser Knabe wurde vierzehn Jahre alt, und in der ganzen Stadt war keiner seinesgleichen an Schönheit und Klugheit. Nur etwas war an ihm, das uns beide, den Vater und mich, oft verwunderte und nachdenklich machte. Der Knabe liebte die Einsamkeit, und wenn er mit uns sprach, sei es auf seines Vaters Schoß sitzend oder zu meinen Füßen, so stellte er Fragen, die seltsam im Kindermund klangen. Schon in jungen Jahren beschäftigte er sich mit Gott und ähnlichen Fragen, und wir freuten uns über seinen Geist.

Da kam das Verhängnis. Als wäre es gestern, so lebhaft schwebt es mir noch in der Erinnerung.

Die Diener kamen zu meinem Gemahl und baten um die Erlaubnis, nach dem Essen das Haus verlassen zu dürfen, weil ein fremder Sahdu angekommen sei und auf dem Markt predige. Am nächsten Morgen erzählten sie sich in der Küche und auf der hinteren Veranda von der wunderbaren Rede, die der Sahdu in der Nacht vorher gehalten, und

¹⁾ Klub.

unser Harchandra saß mitten unter ihnen und lauschte mit glänzenden Augen ihren Berichten. Als sie am zweiten Abend wieder gehen wollten, kam der Knabe zu mir, legte seine Arme um meinen Hals, und — seine sanfte Wange an die meine gelehnt — schmeichelte er um die Erlaubnis, mitgehen zu dürfen mit den Dienern auf den Markt, um jenen wunderbaren Lehrer zu sehen. Ich wußte, daß er in treuen Händen sein würde, und erlaubte es ihm. Manchmal möchte ich in bitterem Weh jene Stunde verwünschen, da ich dem kindlichen Schmeicheln nachgab, aber es mußte wohl so sein; das Karma geht seinen vorgezeichneten Gang von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Sahdu blieb mehrere Wochen, und jeden Tag ging unser Kind schon am frühen Morgen hinüber zum Marktplatz, wo der Heilige unter einem Baum sein Lager aufgeschlagen hatte. Einige Male habe ich das Haus verlassen, um ihn zu holen, wenn er zum Mittagmahle noch nicht erschienen war, und dann sah ich dies wunderfame Bild: den alten, ehrwürdigen Mann mit seinen grauen Locken auf der Bambusmatte sitzend und vor ihm unser Kind, mit leuchtenden Augen und gefalteten Händen, Fragen stellend oder seinen Worten lauschend, als wäre jede Silbe ein Goldkorn. Wir kannten unser Kind kaum noch, es wurde schweig-

sam und suchte am liebsten die einsamen Stellen unseres Gartens auf. Wir beide wußten, daß Wunderbares in seiner Seele vorging, aber der Vater sagte, es wäre nicht gut, mit störenden Worten hier einzugreifen. Es sei möglich, daß Besonderes in seiner Seele sich entfalte.

An einem Abend — mein Gemahl war aus dem Geschäft noch nicht zurückgekehrt, und ich saß mit der Ugah auf der Veranda des Hinterhauses — kam Harchandra laut jubelnd auf mich zugestürzt. Auf dem Gartenweg, der von der Straße zur Einfahrt unseres Hauses führte, stand der Sahdu. Ich erhob mich, und mit dem Knaben an der Hand ging ich ihm entgegen zum Gruße. Der heilige Mann blieb nicht lange und sprach wenig. Aber es war, als ob das Kind jedes seiner Worte ihm von den Lippen trank, und eine namenlose Angst umkrampfte mein Herz. Als der Heilige ging, segnete er mich, die ich vor ihm niederkniet war. Er hatte mir gesagt, daß mein Sohn zu Großem bestimmt sei und ein Diener Gottes werden würde. Jene Nacht schlief ich nicht, Angst vor etwas Entsetzlichem, für das ich aber keine Worte finden konnte, hielt mich wach, und mehrere Male ging ich aus dem Zimmer, das ich mit meinem Gatten teilte, hinüber in die Kammer meines Knaben, und jedesmal fand ich ihn noch wach.

Endlich kam der Tag, und früher als je verließ mein Sohn das Haus, um hinüberzugehen zu seinem Lehrer auf dem Markt. Es nahte die Zeit des Mittagmahles, doch mein Kind kam nicht nach Hause. Als mehr als eine Stunde über die bestimmte Zeit verflossen war, schickte ich Ganesh, unseren ältesten Diener, auf die Suche nach ihm auf den Markt. Doch der alte Mann kam zurück und sagte mir, daß der Sahdu nicht mehr da sei. In Furcht und Schrecken ging ich selbst hin und fragte die Menschen dort, wen ich traf, und die Krämer in den Läden nach meinem Kinde und nach dem wandernden Mönche. Sie sagten mir, daß jener schon vor Stunden den Ort verlassen habe. Da wußte ich auf einmal, wie wenn die Götter mir die furchtbare Nachricht selbst gegeben hätten, daß mein Kind für mich verloren war. Ich erfuhr nur an der Rail-Ghari¹⁾, daß der Sahdu mit meinem Kinde einen Wagen bestiegen habe. Umsonst forschten wir, mein Gatte nahm die Polizei zur Hilfe, um die beiden zu finden, aber sie waren spurlos verschwunden, und nie haben wir wieder von ihnen gehört.

In meinem Schmerze ging ich hinaus in den Schlangenhain, wo ein Heiliger, ein alter Sanyassin,

¹⁾ Eisenbahnstation.

wohnte, und bat ihn, der Götter Hilfe zu erflehen, damit mein Kind mir wieder geschenkt würde. Er aber tadelte mich wegen meines Schmerzes, denn, sagte er mir, es sei Gottes Wille, daß mein Sohn im irdischen Leben für mich verloren sei. Sünde wäre es, wenn ich auch nur einen Finger rührte, um in das Karma einzugreifen. Was gäbe es Höheres, als ein Leben in Vereinigung mit Gott! Giva habe gefügt, daß jener Sahdu die Stadt besuchte, und Givas Fügung sei es, daß mein Kind in seinem zarten Alter schon die Welt verlasse, um in einer Mönchsgemeinde, in einem heiligen Leben der Betrachtung und der Versenkung Ihn zu finden. Ich gehorchte den Worten des Priesters und ließ ab zu forschen und zu suchen, aber in den Nächten wehklagte ich um den Verlorenen, und auch bei meinem Manne sah ich, wie sehr ihn der Verlust schmerzte.

So gingen zwei Jahre dahin, da kam die Cholera in unsere Stadt, und mein Gatte wurde auf das Krankenlager geworfen. Umsonst war meine Pflege und meine Sorge Tag und Nacht — am vierten Morgen, ehe noch die Sonne ihre ersten Strahlen über die Erde goß, starb er, und ich war allein. Dann kamen die Beamten des Gerichtes, und der Wakil¹⁾ theilte mir mit, daß mein Gatte ein Testament

¹⁾ Notar.

gemacht habe, nach welchem ich sorgenlos und unabhängig von meinem Dufel leben könnte. Aber was half mir Armsten all das Geld! Er, den ich liebte mehr als alles in der Welt, und für den ich die Götter meiner Kindheit geopfert hatte, er war nicht mehr, und unser Sohn war fern in unbekanntem Lande. Da grübelte ich in meiner Verzweiflung und Verlassenheit, was ich tun sollte. Zuerst lockte mich wohl der Gedanke, den Tod durch eigene Hand zu suchen, damit ich wenigstens mit dem Toten in der Welt der Geister vereinigt wäre. Die Götter wollten es anders. Eines Tages ging ich wieder in den Schlangenhain, wo neben der Klostersgemeinde der Sanyassin ein kleiner Tempel der Göttin Durga¹⁾ stand, und dort offenbarte ich das Leid meiner Seele der Gewaltigen, Allerbar-menden. Als ich mein Gebet beendet hatte und den Hain verlassen wollte, begegnete ich jenem Priester, den ich an dem Tage aufgesucht hatte, da ich das Kind verloren. Er nahm mich mit zu seiner Klausur; lange sprach er zu mir dort Worte des Trostes. Aber von allem, was er sprach, blieb mir nur eines in der Seele haften, wie mit flammenden Buchstaben eingegraben: „Verlasse diese Stadt, gib hin, was du besitzt an die Bedürftigen, und

¹⁾ Ein anderer Name für die Göttin Kali, eine „Sakti“ (Manifestation des Gottes Siva).

wie eine arme Nonne durchziehe das Land von Dorf zu Dorf, und auf der Straße wirfst du im gleichen Gewande, in welchem du von hinnen gehen wirfst, dein Kind wieder treffen.“ Da nahm ich das Geld und brachte es dem Vorsteher der Gemeinde, ihn bittend, daß beim täglichen Opfer der Göttin Kali meine Bitte dargebracht werde um Wiedergabe meines Kindes. Und in der gleichen Nacht verließ ich die Stadt im gelben Gewand der Büsserin mit der Almosenschale und mit der Vina.

Jahre sind seitdem verflossen, ich war in Benares, in Gaya, oben in der schneeigen Region des Himalaja, wo fremde Völker mit fremden Sitten wohnen, ich habe die Sümpfe von Assam durchwandert, und wunderbar hat Siva mich geführt durch die dunkeln Wälder jener Gegenden, wo der Bhag¹⁾ haust und im wellen Laub die Naga²⁾ sich versteckt. Durch die Gebirge der Ghats bin ich gewandert und durch die unwirklichen Wälder der Vinhyas und durch die sandige Wüste Pujab bis hinüber in die wilden Schluchten von Belutschistan und Afghanistan, überall meine Lieder singend und spähend nach meinem Sohne. Doch nicht mehr in Angst und Furcht, denn je mehr die Jahre sich dehnen, um so sicherer weiß ich, daß er lebt und daß ich ihn

¹⁾ Tiger.

²⁾ Riesenschlange.

finden werde. Dann werden wir zusammen wandern durch die Welt und das Lob Sivas verkünden.“

Wie einem Märchen lauschte ich den Worten der wunderbaren Frau. Ihre Augen glühten in heiliger Verzückung und in ihrer Stimme Klang so frohe Hoffnung, daß ich mitgerissen wurde von ihrem Glauben an das Karma. Als sie geendet hatte, beugte ich mich demütig vor ihr und bat sie um ihren Segen. Da legte sie ihre Hand auf mein Haupt und prophezeite mir, was nach Jahren zum einen Teil wirklich in Erfüllung ging, zum andern noch gehen mag:

„Auch du wirst des Karmas bittere Frucht genießen müssen; dir wird die Stunde schlagen, da du dieses Land, in dem du in deinem früheren Dasein selbst geboren warst, verlassen mußt, um in kalter Fremde umherzuirren. Aber dein Karma ist es auch, daß du nicht im fremden Lande enden sollst, sondern, wenn die Zeit des Leidens abgelaufen ist, wieder zurückkehren darfst zu diesem Boden, um in dieser deiner Heimat zu sterben.“

Wunderbar, geheimnisvolle Frau, haben deine Worte bis jetzt sich erfüllt! Krieg und menschliches Irren haben mich aus jenem feuren Lande in den kalten Norden vertrieben, wo ich umherirre wie ein Fremdling, obwohl scheinbar unter meinesgleichen, unerkannt und unverstanden, ewig erfüllt von der

Sehnsucht und dem Heimweh nach jenem Lande, das allein im vollsten Sinne des Wortes meine Heimat ist. Und wie ich fest an die unabänderlichen Gesetze des Karma glaube, glaube ich deinen glückverheißenden Worten, daß ich wiederkommen werde, um irgendwo, sei es in der lärmenden Großstadt Indiens, sei es an der geliebten Malabar Küste, sei es verlassen von allen Menschen irgendwo in der majestätischen Schweigsamkeit des Dschungels zur Ruhe mich niederzulegen. —

Die Sonne war im Sinken, noch eine kurze Stunde und die Nacht würde hereinbrechen über die gewaltige Ebene des Dschungels. Die Hirtenknaben trieben ihre Ziegen und Büffel über den Fluß; aus dem Dorfe kamen die Frauen und Mädchen, singend und plaudernd, um in ihren braunen irdenen Töpfen das Wasser für den Haushalt aus dem Fluß zu schöpfen; über den Häusern und Hütten des Dorfes auf der andern Seite des Flusses kräuselte sich blauer Rauch und vereinigte sich mit dem dunklen Blau des Himmels, während Palghatti auf seinem hohen Felsenthron noch in den goldenen Strahlen der Sonne glitzerte. Die wandernde Nonne erhob sich, nahm Abschied von mir und ging dann, ein heiliges Lied singend, den Weg hinauf zum Städtchen, um dort die Nacht zu rasten und am nächsten Tage ihre Wanderung

wieder aufzunehmen auf der Suche nach ihrem Sohne.

Jahre sind vergangen seit jener wundersamen Zusammenkunft. Ich sitze in meinem Zimmer in der nordischen Stadt; draußen rasen die Automobile am Hause vorüber, daß die Wände erschauern mit einem leisen Ächzen. Aber meine Gedanken wandern Tausende von Meilen über Ozeane hinüber in mein Indien, und in meinem Ohr klingt das Lied der Mutter, die voll Demut und stiller Zuversicht nach ihrem Kinde sucht.

Der Fluch des Kurumba.

Es war zur Zeit der Hungersnot, als ich auf der staubigen Straße von Tschemati bei glühender Mittagshitze zum erstenmal auf das Dorf Congir zufuhr. Hungersnot! Welch furchtbare Bilder steigen da in der Erinnerung auf! Halbnackte Menschen, die bloßen Körper von Staub bedeckt und die Haut am Körper verschrumpft wie brüchiges Leder, die Augen in tiefen Höhlen versunken, stumpfsinnig dem Tod entgegensehend, abgemagert, so daß keine Muskel des Leibes mehr sichtbar ist, mühsam dahinwankend im fußhohen Staub der Dschungelstraße oder am Wege liegend, ohnmächtig weiterzugehen; Mütter mit ausgedörrten Brüsten, in ihren Armen Jammergestalten von kleinen Wesen, die umsonst nach Nahrung suchen. Ab und zu neben einer Kaktusstaude der stinkende Leichnam eines Gefallenen, den die schwachen Füße nicht mehr tragen wollten zur nächsten Hilfsstation, wo Getreide an die Hungern den ausgeteilt wurde. Zu jener Zeit habe ich zum erstenmal mit meinen eigenen Augen zugehört, wie der Mensch, vom Hunger getrieben, sogar nach der

Erde greift und diese, vermischt mit Wasser, als Nahrung zu sich nimmt. Zwanzig bis dreißig Meilen wanderten die Unglücklichen in der glühenden Sonne von Dorf zu Dorf auf der Suche nach Nahrung und fanden sie nicht. Die Kakteen, um diese Jahreszeit sonst voll ihrer roten saftigen Früchte, standen leer, denn das, was Tieren sonst vorgeworfen wurde, hatten Menschen geplücker, um ihren Hunger zu stillen.

Mein Weg führte an einem großen Fluß entlang, aber das Bett war ausgetrocknet, und das weiße Geröll schimmerte in der Sonnenglut, daß die Augen schmerzten. In einer Gruppe von Mango- und Nimbobäumen lagen die Häuser des Dorfes. Je näher wir mit unserem Wagen dem Dorfe kamen, um so breiter wurde die Straße. Zu beiden Seiten standen, wie eine Hecke, Aloe- und Kaktusbüsche. Hätte man auch die grauen, eintönigen Lehmwälle der zerfallenen Hütten am äußeren Ende des Dorfes nicht gesehen, so hätte der entsetzliche Geruch auf der Landstraße schon Hunderte von Metern vor dem Dorf es verraten. Da kein indisches Dorf auch nur die primitivsten sanitären Anlagen besitzt, so gehen die Einwohner morgens und abends zur Verrichtung ihrer Notdurft auf die Landstraße vor dem Dorfe hinaus, und die Sonnenhitze des Tages brüdet dann den pestilenzialischen Gestank aus. Abgesehen von diesem Übelstand, den Congir mit allen Dörfern

und kleinen Städten Indiens gemein hat, konnte man es ein schönes Dorf nennen; es liegt an einem Flusse, der sonst auch in der heißesten Jahreszeit von klarem Wasser erfüllt ist. An jenem Tage freilich war das Bett trocken, nur auf der andern Seite, wo Palmen und niederes Gebüsch sich tiefer über das Ufer neigten, schlängelte sich noch ein armseliges Wässerchen durch das weiße Geröll; noch einige Tage vielleicht, und auch dieses versiegte. Die Straße von Tschemati her führt am andern Ende des Dorfes wieder hinaus Aulia zu, das auf einem Hügel liegt, dem unbewehrten Auge gerade noch sichtbar. Um das Dorf herum lagen die Mais- und Baumwollfelder, aber das Getreide war nicht zur Reife gekommen und stand trocken und grau in der ausgedörrten Erde, und von den niederen Baumwollsträuchern waren die Knospen ungeöffnet vertrocknet zur Erde gefallen. Todes-
schweigen war ringsum, und weiter draußen im Umkreis weitete sich der unendliche Dschungel unter bleigrauem Himmel; hier und da nur, wie eine Nase, eine grüne Baumgruppe oder eine vereinzelte verküppelte Palme. Das Dorf war umgeben von hohen Kakteen, um das Ausbrechen des Viehes zu verhindern. Es war eingeteilt wie alle andern seinesgleichen. Zuerst das Brahminendorf, das heißt jener Teil, wo die Hindu und höheren Kasten in kleinen

Häusern wohnen. Deren Vorderseiten sind mit roter oder weißer Farbe getüncht; auf der kleinen Veranda befindet sich eine Lehmauffschüttung, die als Sitz dient, und in der Mitte steht ein kleiner Altar, etwa drei Fuß hoch, mit der heiligen Duze-Pflanze darin. Die Häuser lagen rund um den hohen schattigen Pipulbaum herum; das war der Dorfplatz, wo am Abend nach getaner Arbeit die Männer sich versammelten zu Unterhaltung, Gesang und Spiel. Hier herrschte Reinlichkeit, ja, an gewissen Festtagen wurde die Veranda und ein großer Teil des Platzes vor jedem Hause geschmückt mit wundervoll künstlerischen Zeichnungen, die die fleißige Hausfrau mit weißem Kreidemehl auf den Boden streut. An der Seitenwand der Häuser klebten diskusförmige Kuchen von Kuhdünger; diese werden verwendet zum Brennen, wie bei uns der Torf, oder dienen, mit Wasser vermischt, der Hausfrau einmal in der Woche zum Bestreichen der Wände und des Fußbodens im Innern des Hauses. Eine Eigentümlichkeit weist Songir auf, die andernorts nicht zu finden ist: alle Bäume und Sträucher um das Dorf herum, besonders längs der Landstraße, sind behangen mit zerfetzten Kinderjäckchen in allen Farben. Später habe ich auch erfahren, was es bedeutete.

Etwa zwei Steinwürfe vom Dorf entfernt, weiter oben, wo der Fluß eine Biegung macht, befanden

sich, ebenfalls umgeben von Dornenhecken, ungefähr zehn elende Hütten. In ihnen wohnten die Dschamars, deren Beruf als Gerber so niedrig ist, daß sie nicht einmal im Variadorf wohnen dürfen, das dem Brahminenviertel gegenüberliegt, getrennt durch einen Graben, der angefüllt ist mit allem denkbaren Schmutz und Unrat. Jahrhunderte und Jahrhunderte ist solch Graben in jedem Hindudorf die unübersteigliche Scheidewand gewesen zwischen den Kastenleuten und den „Unberührbaren“.

Der Anblick eines Variadorfes ist stets jammervoll, aber zur Zeit meines Besuches, als der Hunger dort hauste, war das Bild zum Herzerbrechen. Wo ich hinschaute Elend, dumpfe Verzweiflung, nagender Hunger in den eingefallenen Gesichtern. Erwachsene und Kinder schlichen umher, den Blick zur Erde gesenkt. Zum Hunger hatten sich noch Krankheiten aller Art gesellt. Die Körper waren bedeckt mit Ausschlag, und um die Augen der Kinder saßen die Mangomücken auf den eitrigen Rändern.

Sonst bietet jedes Dorf das Bild einer gewissen Geschäftigkeit. Aus den Hütten hört man das Knarren der Webstühle oder das Singen der Frauen an ihren Mahlsteinen, oder man sieht auf den Plätzen arbeitende Frauen, die mit dem Drehen des Barnes für den Webstuhl beschäftigt sind. Hier aber rührte

sich nichts mehr, Frauen und Männer saßen in stummer Verzweiflung vor ihren Hütten und warteten auf ein Wunder, das nie kommen sollte. Manche Hütte war zur Hälfte eingefallen, so daß man hineinsehen konnte in das graue Innere. Kinder und kräzige Hunde stöberten unter dem Unrat im übelriechenden Graben nach irgendeiner Nahrung. Nie vergesse ich ein grausiges Bild: Auf dem Wege nach Songir fing einer meiner Dachsen an zu lahmen, und am nächsten Morgen, als wir weitergehen wollten, verendete er. So war ich gezwungen, dort einige Tage zuzubringen, bis mein Diener vom nächsten Städtchen einen neuen Dachsen gebracht hatte. Wir schafften das tote Tier an das Flußufer, wissend, daß es unnötig war, den Kadaver zu begraben; die Schakale und Hunde, die Geier und Raben, ja sogar die Ameisen würden uns in einer Nacht diese Arbeit abnehmen. Aber ein schauerlicher Anblick bot sich mir, als ich am gleichen Morgen noch hinausging, um mich am Flußufer an einer Stelle, wo das wenige Wasser einen winzigen Leich gebildet hatte, zu waschen. Da bemerkte ich dort, wo wir das tote Tier hingelegt hatten, eine Gruppe Menschen. Es waren die Parias aus dem Dorfe, die sich um den Kadaver stritten. Die Sonne war schon hoch am Himmel, und der Geruch der Verwesung machte sich bemerk-

bar. Reifend und streitend, die Stärkeren die Schwächeren verdrängend, mit Flüchen und Schlägen, zerrten sie das Fleisch von dem Kadaver. Hinter ihnen standen die Hunde, gelb, dürr, abgemagert, die Zunge gierig aus den Lefzen hängend, und versuchten auch einen Feszen zu erhaschen. Oben im Baum hockten die Krähen. In weniger als einer Stunde war das Fleisch von den Knochen entfernt, und nichts lag da als das übelriechende Eingeweide. Darauf stürzten sich die Hunde, und schon sammelten sich auch die Geier, zogen vom blauen Himmel, man wußte nicht woher, auf den Leichnam nieder, und stritten sich mit Hunden und Krähen um die üblen Reste, als hätten sie es von den Menschen gelernt, die eben noch hier waren. In der Nacht zog der Geruch noch die Schakale an, und schauerlich erklang das hungrige heisere Bellen, aus dem man wieder streitende Stimmen zu vernehmen meinte, in die dunkle Nacht hinein. In besseren Zeiten habe ich dann Congir wieder gesehen und das kleine hinterwäldlerische Nest liebgewonnen.

Congir besitzt eine katholische Missionskirche; das Gebethaus ist umgeben von einem Garten und grenzt unmittelbar an den Fluß. Es ist weiß getüncht und hat ein häßliches Dach aus Wellblech. Neben ihm steht ein niedrigerer Bangalo. Aber Kirche und Missionswohnung sind fast immer geschlossen;

nur alle Monate kommt ein katholischer Pater nach Songir, um die Messe zu lesen und die Christen zu unterrichten. Kein Hindu aus dem Brahminendorf betritt je das Kirchlein oder wohnt dem Unterricht bei, aber, wenn die kleine Glocke im schwankeuden Turm läutet und das Innere bis zum Ersticken gefüllt ist mit den Parias, dann kommen sie und betrachten, was sich zuträgt. Die Bekehrten in Songir sind nicht die besten Christen; wenn nicht nach jedem Gottesdienst der Pater den Kirchenbesuchern einige Münzen schenken oder zur Zeit der Saat die Mission den Leuten das Getreide leihen würde für ihre mageren Felder, dann stände die Kirche wohl leer. Die meisten Christen sind wenigstens schon drei oder viermal getauft, denn auch die amerikanischen Methodisten schicken ihre Heilsverkünder ab und zu nach Songir und entfalten einen lebhaften Wettbewerb um die wertvollen Seelen. Ich sprach mit dem Barbier des Dorfes, der mir die Geschichte seiner Bekehrungen als die natürlichste Sache von der Welt erzählte. Zuerst, als er von seinen Gläubigern hart bedrängt wurde, hatte er sich katholisch taufen lassen; als kurze Zeit darauf der protestantische Pater erschien und ihm ein Geldgeschenk gab, gewann er das größte Interesse für den heiligen Paulus. Als dann das Geld bald aufgebraucht war, erfaßte ihn Neue

über seinen Abfall, und als die katholische Mission wiederkam, suchte er von neuem die Pforte des heiligen Petrus auf, denn der katholische Pater gab ihm etwas mehr als der Methodist gegeben hatte. So ging es hin und her, ein Seelenhirt überbot den andern, und zur Zeit, als ich mit dem Barbier sprach, der übrigens den schönen Namen Ullagaddi, d. h. „süße Zwiebel“, führte, war er wieder Methodist.

Der Zufall wollte es, daß am nächsten Tage beide Missionare gleichzeitig ihr Arbeitsfeld betraten und auf dem gleichen Marktplatz, jeder an einem Ende desselben, predigten. Pater Abraham a Santa Clara hätte vor Sham sein Haupt verhüllt, wäre er dort zugegen gewesen; der eine schimpfte auf die Hure von Babylon und erzählte die unflätigsten Geschichten aus dem Leben der Päpste; der andre sprach von Luther als von einem lüsternen Schwein; Hurensohn und ähnliche Schmeichelworte sprudelten in unversiegbarem Strom von den Lippen der beiden Seelenhirten. Leider sind solche Vorkommnisse, die einem Christen das Blut ins Gesicht treiben, keine Seltenheit. Und trotz allen Eifers der Missionare um das Seelenheil ihrer Bekehrten gingen die Schäflein, die fromm und andächtig ihrer christlichen Heilsbotschaft lauschten, doch, sobald die Missionare dem Dorfe den Rücken gekehrt hatten, zu ihren heidnischen Göttern und brachten ihnen vor dem

rotbemalten Pfahl, der am Eingang des Dorfes steht, ihr Opfer dar.

Die katholische Mission unterhält in Congir sogar eine Schule. Der Lehrer war ein Typ aus der Zeit Pestalozzis, da Unbrauchbarkeit zu irgendeinem andern ehrlichen Handwerk als Befähigungsnachweis für den Lehrerberuf genügte. Der brave Magister konnte das „Vater Unser“, das „Ave Maria“, den Glauben und die zehn Gebote Gottes, sogar die fünf der Kirche auswendig, und mit Mühe und Not las er auch das erste Buch, beginnend mit dem ABC. Er kannte manches schöne Kirchenlied, aber von den alten heidnischen Gesängen an die Götter wußte er noch mehr, und wenn bei Nacht im Pariadorf die Leute um das Feuer hockten und ihr Tamasha¹⁾ trieben, und er aufgefordert wurde, ein Lied zu singen an die Königin Gunapati, dann leuchteten seine Augen, und seine Stimme klang kräftiger als in der Kirche beim Singen einer christlichen Hymne.

Eine ähnliche Type war mein schon erwähnter Barbier. Er war einer der amüsantesten Kerle, die ich je getroffen habe. Er war alles: ein frommer Hindu, wenn er bei Hindufestlichkeiten in die Häuser der Brahminen gerufen wurde, ein überzeugter Re-

¹⁾ Spiel — Vergnügen — Schauspiel.

formator in Gegenwart des amerikanischen Paders, und beim Beten des Rosenkranzes einer der frömmsten Katholiken. Am meisten huldigte er aber dem Toddy, und jeden verfügbaren Pfennig legte er in Palmenschnaps an. So recht nüchtern habe ich ihn eigentlich nie gesehen, obwohl ich über acht Tage in Songir war. Man konnte ihn, weiß Gott, keine Schönheit nennen; aber häßlich war er auch nicht. Die herzige Gemüthlichkeit, die in ihm wohnte, drückte sich auch in seinem Gesicht aus und verschönte seine Züge. Seine Stirn war niedrig und die Augen unverhältnismäßig groß; wenn er lachte, konnte sein Mund sich beinahe bis zu den Ohren hinziehen, und dann zeigte er seine von Betelsaft geröfeten Zähne, die wie die Zacken einer Säge zugespitzt waren. Er sagte mir, das hätten seine Eltern auf den Rat eines Pujaris hin getan, um ihn von einer Krankheit zu heilen. Sein Kopf war stets von einem Turban bedeckt, der vor Jahren zum letztenmal gewunden und dessen Farbe nicht mehr festzustellen war. Schweiß und Staub hatten ihm ein schwärzlich-graues Aussehen gegeben, auch sein Hüfttuch war nichts als ein schmutziger Lappen, der ihm nicht nur zum Abwischen des Gesichtes, sondern auch als Scheuerlappen und Taschentuch diente.

Einmal besuchte ich auch — es war gerade am Tage, als die Missionare erwartet wurden — die

kleine Schule. Etwa zehn Knirpse hockten die Wand entlang vor dem Schulmeister; dieser sang ihnen, mit dem Stock dazu den Takt schlagend, die Buchstaben vor: A—Ahaa, K—Kaah, Ki—Kiieh, Ko—Koooh usw., und die Kinder brüllten es ihm nach, daß die kleinen Häuse schwellen, als würden sie im nächsten Augenblicke platzen wie verstopfte Wasserröhren. Ziegen und Hühner gingen im Schulraum friedlich ein und aus. Nur als auch der Esel des Bunyas sich hinzugesellte, schlug der Magister dem Tier eins auf den Hinterbacken und beförderte es hinaus. Dann kam auch noch ein Barbier und setzte sich hin, als wollte er dem Unterricht folgen. Zuerst wickelte er aus einer Ecke seines schmierigen Hüfttuches ein Holzdöschen und entnahm ihm etwas Chunnam und einige Gewürznelken. Dann kauten Magister und Barbier in brüderlicher Gemeinschaft diese Bestandteile eines Betels, und nach einer Weile kratzte der Barbier sich an der Hüfte, schob dort das Hüfttuch ein wenig nach vorn und suchte in aller Gemütsruhe nach den Quälgeistern. Manchmal faßten Daumen und Zeigefinger der rechten Hand fein, aber fest zu, und auf einer Schiefertafel, die vor dem Magister lag — es war wohl die einzige in der Akademie — wurde der Übeltäter hingerichtet.

Eines nur konnte einem die Lust an Songir verleiden, das war die Unzahl Schlangen, die es dort

gab. Es schien mir wunderbar, daß in der ganzen Zeit, die ich dort zubrachte, kein Mensch am Schlangenbiß starb, denn das Geziefer war einfach überall. Ich fand eines Tages auf meinem Palang¹⁾ eine Schlange unter der Wolldecke; ich konnte am Morgen nicht in meine Schuhe schlüpfen, ohne vorher unter dem Bett nachzusehen, ob nicht solch Tier daläge. Auf dem Wege zum Fluß begegnete ich Schlangen; sie krochen herum im Gemäuer der zerfallenen Hütten. Schlangen jeder Art, große und kleine, von der gräulichen Kobra bis zur Bindfadenschlange. Sogar in dem Termitenhügel, etwa zehn Schritte von der Stelle, wo ich mein kleines Zelt aufgeschlagen hatte, hauste eine Kobra, und manchmal gegen Abend sah ich sie, wie sie aus einem Loch des Hügel's hinausschlüpfte in das Gebüsch nebenan, um für die Nacht noch Beute zu holen. Mit dem Patel²⁾ sprach ich darüber, und, um mir einen Gefallen zu tun, versprach er, mir einen Fakir kommen zu lassen, damit dieser die Schlangen zwar nicht vertreibe, aber mitnähme. So wurde ich zum erstenmal Zeuge des merkwürdigen Schlangenfangens.

¹⁾ Bettstatt; etwa ein Fuß hoch, drei Fuß breit und vier Fuß lang und mit Kokoschnüren bespannt, nicht groß genug, daß ein ausgewachsener Mensch sich darauf strecken kann, und eher als Sitz dienlich denn als Schlafstelle.

²⁾ Dorfältester — Schultheiß — Bürgermeister.

Der Herbeigerufene war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren und ein Moslime. Der Bart war rot gefärbt, und hätte er nicht dieses unheimliche Handwerk ausgeübt, wäre er mir sympathisch gewesen, denn seine Stimme klang hell und freundlich, und seine Unterhaltung war lebhaft und witzig. Er hatte eine bunte Weste an, einen flammendrothen Turban und ein rotes Hüftentuch. Über der Schulter trug er an einer Bambusstange auf der einen Seite einen Sack und daneben einen tuchbedeckten irdenen Topf, der mit kleinen Löchern versehen war, am andern Ende der Stange zwei ebenfalls bedeckte Töpfe. Der Dorffschulze führte ihn an den Zaun beim Eingang des Dorfes; da begann der Fakir sein Geschäft. Dem Sack entnahm er eine kleine Kürbisflöte, und, auf dieser eine Melodie in höchsten Tönen spielend, ging er langsam den Zaun entlang, etwa eine Strecke von dreißig Schritt, viermal hin und her. Dann stellte er an einem Loch, vor dessen Eingang der feine, glatt geebnete Sand sich etwas bewegt hatte, und dadurch die Schlange verriet, einen der Töpfe hin, hockte sich selbst davor und begann zu spielen. Er wußte nicht nur, daß eine Schlange in dem Loch steckte, sondern auch, was für eine es war. Darum hatte er den Topf, in dem eine Schlange gleicher Art enthalten war, vor das Loch gestellt.

Ich hatte zuerst geglaubt, daß die Flötentöne das Lockmittel seien. Ich lasse dahingestellt, ob die Schlangen für die Töne der Musik empfänglich sind. Die Hauptsache beim Schlangenfang ist jedenfalls der Geruch der im Topfe befindlichen Schlange, der die andere anzieht. Nach etwa fünf Minuten kroch auch eine solche aus dem Loch, ging aber nicht auf den Topf zu, sondern wandte sich gleich wieder einem andern Loche zu, das vielleicht ein Fuß vom ersten entfernt unter dem gleichen Gebüsch lag und zur gleichen Höhle gehörte. Der Fakir ließ sie gewähren. Als aber das Tier in das zweite Loch hineinschlüpfte und gerade noch ihr Schwanz faßbar war, packte er zu, riß mit einem Ruck das Tier etwa drei Fuß weit ins Freie und hielt es dann mit ausgestrecktem Arm weit von sich, so daß es, unfähig sich zu bewegen, gerade und steif nach unten hing. Mit der freien linken Hand schob er nun das um die Öffnung des Topfes gewundene Tuch ein wenig beiseite, näherte den Kopf des neu gefangenen Tieres der Öffnung und schob es im Nu hinein. Ein Rascheln im Topfe, dann war Ruhe. Er sagte mir, daß die Schlangen wie die Menschen streng auf Kaste hielten; hätte er eine Schlange andrer Art hineingetan, so würde es einen Kampf gegeben haben, der für den einen Teil tödlich verlaufen wäre.

So ging der Fakir von Gebüsch zu Gebüsch und holte im ganzen achtzehn Schlangen aus jenem Zaun. Nur von der Kobra im Termitenhügel wollte er nichts wissen, und der Patel schien auch nicht darauf zu drängen; das ganze Dorf kannte sie, und sie tat niemanden etwas zuleide, weil zu gewissen Zeiten die Dorfleute ihr in Kokosnußschalen Milch und andere Gaben brachten. Es wäre noch mehr Arbeit dagewesen für unsern Fakir; aber er sagte, daß er nicht genügend Platz hätte in seinen Töpfen. Nach einer Belohnung von zwei Rupien verabschiedete er sich. Er hat mir auch erzählt, wie die Schlangen abgerichtet werden, die auf den Marktplätzen gezeigt werden und zum Spiel der Kürbislöte „tanzen“. Er bestätigte mir dabei, daß alle Schlangen, die den „Schlangenbändiger“ beißen und scheinbar mit ihrem Gift tödlich verwunden, überhaupt keinen Giftbeutel mehr besitzen. Er begleitete seine Erklärungen auf das anschaulichste mit Vorführungen, und ich sah wohl die Einfachheit der Geschichte ein, hatte aber doch nicht den Mut, sie nachzumachen.

Songir ist stolz darauf, in seiner nächsten Nachbarschaft ein kleines Städtchen zu haben, in dem alle vierzehn Tage Markt abgehalten wird. Wer einen Blick in das Leben des einfachen Volkes werfen will, kann nichts Besseres tun, als zur Mela,

zum Markt in irgendein kleines Städtchen des Inneren zu gehen. Bandwa liegt $1\frac{1}{2}$ Ko¹⁾ von Songir entfernt auf der andern Seite des Flusses. Keine Brücke führt hinüber, in der Regenzeit sind die Leute vollständig voneinander getrennt. Im Sommer aber, wenn der Fluß nicht mehr hoch geht, suchen sie eine seichte Stelle und durchwaten, bis über die Knie im Wasser, den Fluß. An Markttagen ist in den Dörfern um Bandwa herum kaum ein Mensch zu finden, nur die ganz Alten bleiben zu Haus; die Kleinen Kinder aber reiten auf der rechten Hüfte ihrer Mutter den Herrlichkeiten des Marktes entgegen. In den großen Städten, wo die Industrie und der Handel des Westens schon Einkehr hielten, findet man nichts mehr von diesem Zauber echt indischen Volkslebens; aber die kleinen Städte mit ihren 10—15000 Einwohnern entwickeln zur Mela noch die ganze Mannigfaltigkeit ihres alten Handels und Wandels.

Bandwa ist beinahe schon eine emanzipierte Stadt; denn es besitzt eine Regierungsschule. Sie befindet sich in einem langen, weiß gefünchten Gebäude, umgeben von einer Veranda; die Pfeiler in der Veranda und die Wände sind, so hoch die Knirpse reichen können, mit brauner Farbe verziert, dieweilen näm-

¹⁾ Ko = $\frac{1}{2}$ Meile.

lich der Prozeß des Naseschraubens nicht nur, was ja auch bei uns vorkommen soll, mit den Fingern besorgt wird, sondern diese auch an der Wand abgewischt werden; erst dann wird mit dem Zipfel des Hüftentuches noch etwas nachgeschauert. Trotz des großen Fortschrittes, daß in den oberen Klassen auch Englisch gelehrt wird, ist die Schule immer noch so konservativ, daß bisher noch kein Sudra zur Alma mater Zutritt gefunden hat. Dem Gesetze nach sind wohl alle Kasten gleichberechtigt, die Errungenschaften des Abendlandes sich anzueignen; würde es aber ein Sudra wirklich wagen, den Klassenraum zu betreten, dann würden die Schüler der besseren Kasten und die Lehrer unter Protest den Raum verlassen. So hatten denn die niederen Kasten in einer elenden Bude eine Schule für sich eingerichtet. Heute, da ich dies schreibe, wird das nationale Bewußtsein wohl auch bis Bandwa gedrungen sein, und Berührbare und Unberührbare werden nun friedlich einem großen Ziele zuleben, und wenn auch nicht auf der gleichen Bank, so doch im gleichen Zimmer vom gleichen Lehrer unterrichtet werden. Neben der Schule rühmte Bandwa sich auch noch einer Apotheke (mit einem eingeborenen Arzt) und einem kleinen Häuschen daneben, mit zehn eisernen Betten, genannt Hospital, dessen Wände aus sanitären Gründen schwarz geteert waren. Dem Hospital

gegenüber, auf der gleichen Seite wie die Police-thana¹⁾, steht ein Haus, das über seiner Thür den stolzen Namen „General store“ führt. Alles ist dort zu haben: Schuhe, starkriechende Toilettenseifen, Petroleum, Patent-Medizin, Biskuits und die unvermeidliche, verfluchte Dittmar-Lampe, die mir in meinem ganzen Dasein in Indien mehr Verdruß und Ärger verursacht hat als alles Ungeziefer, Läuse, Skorpionen und Schlangen, zusammen, weil sie für mich so recht der Ausdruck abendländischen Schundes ist.

Der eigentliche Markt befindet sich außerhalb der Stadt, zwischen dieser und der Vorstadt. In zwei oder drei Gassen hocken Verkäufer nebeneinander, ihre verschiedenen Waren vor sich auf dem Boden ausgebreitet. Da sitzt eine Frau und hat in einem alten Sari²⁾ vielleicht ein Duzend Brinjol³⁾; sie mag wohl zehn Meilen damit durch den Dschungel gewandert sein und wäre doch, weiß Gott, ihre Ware auch im heimatlichen Dorfe losgeworden. Aber wo bliebe dann die Freude und Aufregung des Markttages! Ein Mann tritt vor sie hin, besingt die Gemüse, und nach langem Feilschen einigen sie sich; er kauft ihr zwei Brinjol ab für

¹⁾ Polizeistation.

²⁾ Kleidungsstück für Frauen.

³⁾ Eierpflanzen.

ganze vier Kauris¹⁾. Alle Kräuter sind da zu haben, die der Hindu zu seiner Mahlzeit braucht. Am meisten werden die scharfen Gewürze gekauft, rote und grüne Tschile²⁾, Gurken, Kürbisse, Melonen, Salz, getrocknete oder eben aus dem Wasser gezogene Fische und Krabben; seltener findet man Kartoffeln, die so teuer sind, daß der arme Bauer sich nur einmal vielleicht im Jahre ihren Genuß erlauben kann. Auch die Bananen, von denen man bei uns glaubt, daß sie den Leuten zum Fenster hereinwachsen, findet man nicht oft auf dem Markte; sie werden in die Großstadt getragen, wo sie einen höheren Preis erzielen. Hier hockt ein Bonja oder Marwari³⁾ und verkauft Getreide, gemahlen und ungemahlen, aber, durch Erfahrung gewißigt, kauft der Eingeborene das Getreide lieber ungemahlen, denn im Mehle mag leicht ein Drittel Gips oder Kalk sein. Dort bietet, in einer gewissen Entfernung, damit die anderen durch seine Berührung nicht verunreinigt werden, ein Moslime in einem Zelt das Fleisch eines alten Ochsen an. Ein Feiertag ist es für den Balai⁴⁾ und für den Dschammar⁵⁾, wenn er auch

¹⁾ 1 Rupie = 16 Annas, 1 Anna = 12 Peisa,
1 Peisa = 3 Pei, 1 Pei = 48 Kauris.

²⁾ Indischer Pfeffer.

³⁾ Hindu aus der Maharatta-Gegend.

⁴⁾ Weber.

⁵⁾ Gerber.

mur ein Pfund davon sich kaufen kann, das dort kaum mehr kostet, als ein Anna, im Werte der Vorkriegszeit acht Pfennige. Die Schlächter sind immer Moslime, selbst die Ziegenfleischhändler, trotzdem das Ziegenfleisch den höheren Kasten erlaubt ist.

Am dichtesten umringt sind zwei Buden. In der einen thront der Zuckerbäcker. Welche Herrlichkeiten sind da ausgebreitet! Gelbe, süßduftende Tischelebis¹⁾, frisch aus der dampfenden Butter gezogen, gebackene Solarwas²⁾ und Süßigkeiten aller Art aus Milch und Zucker geformt oder gar mit einer Zugabe von Kokosnuß. Freilich müssen sich die meisten mit dem Ansehen begnügen. Da stand auch mein Barbier; ich sah es ihm an, wie seine Seele kämpfte, ob es lieblicher sei, von diesen Herrlichkeiten zu kaufen oder das sauer verdiente Geld oben am Ende des Marktes anzulegen, wo unter einem Zelt der Loddyskessel lockt. Für zwei Annas kriegt er da ein ganzes Glas starken Schnapses von der Größe unserer Schuhwichsgläser, genug, ihm einen Rausch zu verschaffen, der ihm vergessen läßt, daß er ein armer Teufel ist. Zwei Annas kostet solch Wundertrank, aber es ist wunderbar, was ein Mensch hier für zwei Annas alles kaufen kann; für eine ganze Woche Salz, Gewürz, Gemüse;

¹⁾ Honigkringel.

²⁾ Krapsen.

denn der Dörfler ist bescheiden in seinen Mahlzeiten, die jahraus, jahrein aus nicht viel anderem als zwei Tschapaties¹⁾ bestehen, die am Abend von seinem Weibe in der Asche gebacken werden und vorhalten müssen bis zum nächsten Abend. Und zwei Annas wollen verdient sein! Da sitzen in allen Dörfern Weber und Gerber. Ein Weber braucht vielleicht eine Woche, um ein Hüfttuch, das etwa sieben Ellen lang ist, anzufertigen. Wenn er das Tuch in der Marktstadt Bandwa verkauft, erhält er ungefähr eine Rupie. Davon muß er zwölf Annas gleich wieder für neues Garn ausgeben. So bleiben ihm vier Annas, von denen zwei sicher seinem Gläubiger, der zugleich sein Warenabnehmer ist, als alte Schuldenzinsen zufallen. Bleiben ihm zwei Annas für Salz, Gewürz, Gemüse oder den Schnaps. Da ist's kein Wunder, wenn der Arme den Fusel wählt, der ihm seliges Vergessen verschafft, sei's auch nur für kurze Zeit.

Die zweite Bude, die sich gleichen Andranges erfreut, ist die des Quacksalbers oder Medizinhändlers. In wirrem Durcheinander liegen auf der Erde leere Flaschen, Blechbüchsen aller Größen, kleine Beuteldchen, die Talismane von ungeheurer

¹⁾ Aus schwarzem Mais gebrannte Kuchen.

Zauberkräft enthalten; alte vergilbte Bilder indischer Gottheiten, ja sogar Heiligenbilder von der Firma Benziger in Einsiedeln habe ich dort getroffen; Malamams¹⁾ mit Perlen von Dschungelbeeren, groß oder mittel, Brillen, blaue, grüne, gelbe, leere Schachteln usw. Das Interessanteste von allem ist der Mann selbst. Ketten ohne Zahl hängen um seinen Hals, der lange Bart ist rot gefärbt und an den Knöcheln beider Hände sind Zaubermittel befestigt gegen alle möglichen Krankheiten. Er ist auch Wahrsager, und oft genug stürzt sich der einfache Bauer des Dschungels in tiefe Schulden, um für seine Herzensbedrängnis bei ihm Zuflucht zu finden.

Wo ich ging und stand, folgte mir der Barbier, und als ich ihn vor dem Kram des Wunderdoktors fragte, was er sich von diesen Herrlichkeiten am liebsten wünsche, zeigte er auf eine Brille mit viereckigen Brillengläsern; wohl fehlten an beiden Enden die Spangen, um das Gestell hinter den Ohren zu befestigen, dafür baumelten zwei Stückchen Bindfaden an der optischen Ruine. Ich kaufte sie ihm für den gewaltigen Preis von vier Annas. Sein Glück war nicht zu beschreiben. Die nächsten Tage sah man ihn im Dorf nur mit der Brille spazieren,

¹⁾ Rosenkränze.

und ich möchte wissen, ob er wohl die Gläser beim Schlafengehen abgelegt hat.

Durch das Getriebe hindurch schoben sich die nie fehlenden Bettler, mit wehklagender Stimme um Almosen bittend, manche mit den entseßlichsten Verstümmelungen, die sie einem dazu noch dicht unter die Nase rückten. Da kam eine Frau auf mich zu, fast nackt, die staubbedeckten Haare hingen in Strähnen um ihr Gesicht, der Ausfuß bedeckte sie vom Scheitel bis zu den Füßen, und doch säugte sie an ihrer Brust ein schwächliches Wurm. Der Ausfähige fehlt in Indien nirgends; fast vor jedem Lebensmittelladen hocken Ausfähige und betteln um milde Gaben. Gelegentlich entsteht ein kleiner Streit, oder ein armer Teufel, den der Hunger den Unterschied zwischen Mein und Dein vergessen ließ, hat sich an fremdem Gut vergriffen. Dann kommt die Gerechtigkeit auf klappernden Holzsandalen in weißer Uniform und rotem Turban dahergeschritten in der Gestalt des Sepoys oder Polizisten; in der Hand schwingt er den Gummiknüppel, dringt in den kreisenden Kreis und nimmt den armen Teufel, der sich jammernd und flehend vor ihm auf den Boden wirft, mit sich und sperrt ihn in einen hölzernen Käfig, den *Thanas*. —

So rückt langsam der Abend heran. Männer und Weiber, Käufer und Verkäufer packen die Ware

in ein altes Hüfttuch oder in den Sari und gehen ihres Weges hinaus in den Dschungel. In später Nacht erst, wenn die funkelnden Sterne allein noch ihnen den Weg weisen, kommen sie in ihren Dörfern an, begrüßt vom freudetollen Bellen der Hunde, in das die klagenden Heulrufe der Schakale weit draußen vom Dschungel her sich mischen.

Als ich einmal allein durch die dunkle Nacht Songir zu wanderte, sah ich ein Licht, etwa dort, wo der Weg von der Straße nach Bandwa sich abzweigt, ein Stück den Weg entlang auf einer kleinen Anhöhe. Dort wohnte der Kurumba, über den im Dorf manch seltsame Geschichte umlief, so daß ich den merkwürdigen Mann schon längst gern kennen gelernt hätte. Was mochte der einsame Mann treiben so spät in der Nacht? Ich beschloß, ihn am nächsten Tage aufzusuchen.

Seine Hütte stand auf einem Felsvorsprung, der sich am Flusse erhob. Dichtes Gestrüpp bedeckte die steile Wand, oben breitete sich ein freier Platz. Die Hütte lehnte sich an eine Felswand und war mit Kürbisranken bedeckt. Von außen schon konnte man sehen, daß eine niedrige Tür in das Innere des Felsens führte. Zur linken Seite des belaubten Einganges befand sich eine Bank aus Lehm. Von hier sah man den Fluß weit hinauf und hinunter, bis er sich hinter einer dichten Banyanengruppe dem

Blick entzog. Gegenüber auf dem anderen Ufer lag Songir. Der Kurumba saß auf der Bank, vor sich auf dem Boden eine brennende Wasserpfeife, aus der er ab und zu geruhig den blauen Rauch sog. Er mußte mich gesehen haben, als ich seiner Hütte zuschritt, tat aber so, als wäre ich Luft. Ich grüßte. Keine Antwort, nur ein leichtes Nicken des Kopfes. Ohne weitere Aufforderung setzte ich mich vor ihm nieder, die Beine gekreuzt und die Hände gefaltet, wie die gute Sitte es vorschreibt, auf das Wort wartend, das er an mich richten würde. Zehn Minuten mag ich so gefessen haben; kein Wort kam. Schließlich stellte er die Pfeife neben sich auf die Bank und wandte seinen Körper in die Richtung des Dorfes, fast als wollte er sich von mir abwenden. Sein Auge schaute so angespannt hinaus, über die Dörfer hinweg, in die unendliche Ferne, als beobachte er etwas, was sich dort weit, weit weg von ihm abspielte.

Endlich, als ich schon mit einer Bitte um Verzeihung über die Zudringlichkeit mich zum Gehen erheben wollte, sprach er mich an, ohne meine Grußesworte zu erwidern: „Was willst du?“ Dabei schaute er mich an, daß mich das Gefühl überkam, dieser Mensch könne mich mit einem Blick bannen, so hart, ja bohrend war sein Blick. Die Augen waren grau, und keine Bewegung, kein Glanz in

ihnen verriet inneres Gefühl. Die grauen Locken vereinigten sich mit dem Barte, der, vorn in zwei Hälften geteilt, auf seine Brust niederhing. Der Oberkörper war nur mit einem gelben Schal bekleidet, den er lässig über die Schultern geworfen trug; sein Hüfttuch war schmal und bedeckte nicht die mageren Beine, die von Krampfadern durchzogen waren. Die Hände waren schmal und knöchern. Alles in allem ein Mensch, der eher Grauen erweckte als Zutrauen. Um meine Verlegenheit zu verdecken und zu überwinden, begann ich zu erzählen, wie ich nach Songir gekommen sei, woher ich stamme, warum ich reise und, soweit es mir nützlich schien, was mich zu ihm hingezogen hätte. Endlich fand ich den Mut, in mein Geschwätz ab und zu eine Frage einzusplechten. Zögernd nur antwortete er, doch nichts über sich selbst, sein Tun und seine Vergangenheit. Plötzlich erhob er sich, fast als wolle er meinem Besuch unvermittelt ein Ende machen, nahm seine Wasserpfeife, ging in die Hütte und verschwand im Eingange, der in den Felsenraum hinunterführen mußte. Doch nach kurzer Zeit schon kam er wieder mit einem tassenförmigen Gefäß aus Marmor, das er vor mich hinstellte; es enthielt den in Indien beliebten Mango-Bahß¹⁾. Ich nahm

¹⁾ Der ausgepreßte Saft der Mango mit Zucker gemischt.

dieses Zeichen der Gastfreundschaft erfreut an, und nun endlich löste sich ihm die Zunge.

Er erzählte, daß er nicht immer hier gehaust habe, sondern aus weiter Ferne hergekommen sei, doch nun wohl hier bleiben würde. Woher er aber kam, und wann und weshalb er sich in dieser Gegend niedergelassen, das verschwieg er, und aus dem immer gleichmäßig unbewegten Ton, in dem er seine Geschichte vortrug, entnahm ich, daß jede Frage nutzlos war. Etwa nach einer Stunde verließ ich ihn und gab mich in das Dorf zurück.

Aber in der Nacht, als die Männer unter dem Nimbbaum auf dem Boden kauerten bei ihrer Hukah¹⁾ und in ihrem heimeligen Halblaut sich unterhielten über dies und jenes, die Dürre und die Gespenster und Geister, die in den Bäumen um das Dorf herum wohnen, über die Steuern und den Kollektor Sahib²⁾, der vor vierzehn Tagen das Dorf besucht hatte; da vernahm ich aus dem Munde des Patels so viel oder so wenig, wie das Volk der Gegend über den Kurumba wußte oder sich erzählte.

Fünf Jahre war es her, daß er eines Abends kurz vor Beginn der Regenzeit im Dorfe erschienen war und die Männer, die damals wie heute zusammen auf dem Dorfplatz saßen, gefragt hatte,

¹⁾ Wasserpfeife.

²⁾ Herr (Anrede für den Engländer).

ob jene Hütte da drüben ihm als Unterkunft gewährt würde. Die Absicht, länger zu bleiben, hatte er nicht geäußert; sie glaubten, daß er wohl über die Regenzeit dort hausen wolle. Aber es kam der Sommer und wieder die Regenzeit und wieder Sommer — der Kurumba blieb. Eines Tages ging der Patel in die Stadt, um die von ihm eingezogenen Steuern des Dorfes bei der Katcherry¹⁾ abzuliefern, und besuchte bei dieser Gelegenheit einen seiner Verwandten, der im Basar einen Tuchladen besaß. Dort hörte er zum ersten Male vom Kurumba. Außerhalb der Stadt hatte er seine Klausel gehabt; jeden Morgen war er in die Stadt gekommen und von Haus zu Haus gegangen, um sich seine Gaben zu holen. Die Menschen gaben ihm alle, denn, ohne mehr von ihm zu wissen, schienen sie ihn doch zu fürchten. Wie von ungefähr heftete sich an seinen Namen der Ruhm der Wundertätigkeit, und manchmal wurde er hereingerufen in die Häuser der Brahminen, wenn ein Kranker darinnen lag — und wirklich, sie genasen. Eines Tages ging der Kurumba jene Straße entlang, die abseits vom Basar liegt, wo die Feringhis²⁾ wohnen. Dort trat er durch die offene Thür in den Garten vor

¹⁾ Steueramt.

²⁾ Die Fremden; aus dem portugiesischen Wort dafür abstammend.

dem Hause des Polizeinspektors, der ein Moslime war; vor der Treppe der Veranda sich hinstellend, streckte er seine Almosenschale aus und forderte seine Gabe. Der Diener des Subadars¹⁾ wollte gerade die Treppe hinuntergehen und ihn beschenken, als von der Seite des Hauses her der Inspektor selbst hinzukam. Barsch schickte er den Diener zurück und fuhr dann den Kurumba an, wie er dazu käme, den Garten zu betreten; er solle sich davon machen, sonst würde er ihn im Thana einsperren. Der Kurumba betrachtete den Inspektor von oben bis unten mit einem furchtbaren Blick, so daß jener zurückwich, wandte sich dann ab und ging zurück an den Beeten vorbei hinaus auf die Straße. Dort stellte er sich hin, zum Hause des Inspektors gewandt, und sprach den Fluch aus: „Verflucht bist du und dein Haus! Zu Erde werden sollst du und die Deinen!“ Dabei nahm er eine Hand voll Staub von der Straße und warf ihn hoch, daß er wie eine kleine Wolke in der Luft versflog. „Und kein Schlaf soll mehr über dich kommen!“ Der Subadar schien sich nicht zu fürchten, er lachte über die Drohung; als der Kurumba noch immer nicht von der Stelle wich, ging er in das Haus hinein und kam dann, mit einem Stocke bewaffnet, auf den Fakir zu; doch

¹⁾ Inspektor.

bevor er ihn erreichte, drehte dieser sich um und ging die Straße entlang in den Basar zurück.

Die Diener des Hauses und die Frauen zitterten über den Fluch des Kurumba, aber je mehr sie ihre Angst verrieten, um so mehr suchte der Subadar durch spöttische Reden über den Fortgegangenen die Furcht in seinem eigenen Herzen zu verdrängen. Am nächsten Morgen konnte der Sohn des Inspektors, ein Knabe von etwa zehn Jahren, sich nicht von seinem Lager erheben; wimmernd und stöhnend lag er da, in Schmerzen sich windend, und auf die angstvollen Fragen der erschrockenen Mutter und des Vaters konnte er keine Antwort geben. Seine Zunge war gelähmt, aber man konnte sehen, wie entsetzlich er litt. Manchmal schrie er auf, so daß die Vorübergehenden auf der Straße erschrocken anhielten. Am gleichen Tage schon verbreitete sich in der Stadt die Sage, daß des Inspektors Kind vom Zauberer verwünscht sei und sterben würde, wenn er nicht selbst seinen Fluch in Segen verwandle. Tag und Nacht wachte der Inspektor am Lager seines Kindes, ließ die Ärzte aus der Stadt kommen, aber keiner konnte helfen. Das Kind war nicht imstande zu sagen, woran es litt. Es verweigerte die Nahrung. Des Vaters Anliß wurde hager, seine Augen unstät. Er ging hinaus vor die Stadt, wo die Klausen des Fakirs

stand. Er bedrohte ihn, aber der Kurumba saß da, als wäre niemand zugegen. Dann warf sich der Vater vor ihn in den Staub und flehte ihn an, bat um Verzeihung, um Erbarmen, aber das Herz des Beschimpften blieb hart, und sein Blick ging an dem Flehenden vorbei ins Leere. Nach einer Woche starb der Knabe, obwohl der Vater mit vielen Bitten auch einen weißen Arzt aus der großen Stadt heraufgebracht hatte. Als das Kind auf der weißen Bahre hinaufgetragen wurde zum Leichenplatz der Moslime, schrie der Vater auf, daß die Menschen zitterten, als sie es hörten. Jede Nacht ging er hinaus zum Begräbnisplatz, weinte und jammerte; in seinem Hause kam kein Schlaf mehr über ihn, zuletzt glaubte er sich überall von Raben verfolgt, die ihn umflatterten, die nie von ihm wichen. Wenn er sich, fast gezwungen durch das Flehen seines Weibes, zum Mahle niedersetzte, sprang er auf einmal auf, lief aus dem Hause, aus dem Garten, der Stadt und kam stundenlang nicht wieder, immer die Raben um sich wähnend, die mit gierigen Schnäbeln auf ihn einhacken wollten. Schließlich wurde der Inspektor, weil er wahnsinnig geworden war, in das Haus Bhagl-Rana¹⁾ gebracht, wo er sich heute noch befindet,

¹⁾ Irrenhaus.

und wo man ihn in der Nacht schreien hört. Als sich dann die Behörden mit der Angelegenheit befaßten und eines Tages zwei weiße Polizei-Wallahs¹⁾ hinausgingen zur Hütte des Kurumba, um ihn zu verhaften, stand diese leer. Der Kurumba war verschwunden.

Nach vieler Mühe war es ihm gelungen, in die wilden Schluchten der Ghats zu fliehen; tagsüber hielt er sich in verlassenen Hütten außerhalb der Dörfer auf oder genoß Zuflucht bei den Frommen der Dörfer, die keine Polizei hatten. In den Ghats angelangt, schloß er sich einer Lumbadei-Truppe²⁾ an, deren Führer sein Bruder war; durch geheime Boten, die sein Bruder auf Schleichwegen in die Stadt sandte, vernahm er endlich, daß die Sirkar³⁾ die Verfolgung gegen ihn eingestellt habe, weil ihm nichts bewiesen werden konnte. So trennte er sich von den Lumbadei und kam nach langen Fahrten durch den Dekan hinauf bis Songir, erschien in jener Nacht vor der Regenzeit auf dem Dorfplatz und erhielt seine jetzige Hütte zugewiesen.

¹⁾ Das Wort Wallah wird in Indien oft bei der Nennung des Berufes angehängt. Alleinstehend hat es die Bedeutung manchmal von „Kerl“ oder auch nur von „jemand“, z. B. Dhoby-Wallah: „der Wäschermann“ oder Ye-Wallah: „dieser da“ oder „jener“.

²⁾ Nomaden, die Schmuggel betreiben, hauptsächlich von Salz, längs der Ghats hinunter bis nach Travankore.

³⁾ Regierung.

Was die Menschen in der Stadt von seiner großen Macht über Geister und Dämonen, die den Menschen durch Krankheiten und allerart Mühsal quälen, erzählt haben, bestätigten die Leute in Songir. Nicht lange nach seiner Ankunft erkrankte das Kind des Chowladars¹⁾. Da Gebete und Opfer im Tempel fruchtlos blieben, die Gottheit das Flehen der Mutter nicht erhörte, ging sie hinaus zum Kurumba und bat ihn, ihr Kind zu retten. In der Nacht kam er und trieb den bösen Geist aus dem Kinde; dieses trägt noch das Mantram²⁾, das er ihm umband, und seitdem ist der Buth³⁾ nicht mehr dem Kinde nahe gekommen. Der Kurumba trieb den Geist aus mit Zeremonien mancher Art, zuletzt durchstach er mit einem scharfen silbernen Stäbchen das linke Ohr-läppchen des Kindes und befahl der Mutter, beim Banya, der dort drüben rechts neben dem Mandi⁴⁾ sein Haus hat und Kleider verkauft — dem einzigen, mit dem er kurz nach seiner Ankunft Freundschaft geschlossen hatte —, für das Knäblein eine neue Jacke zu kaufen. Nach und nach haben die Weiber sich

¹⁾ Amtsdienner.

²⁾ Ein in ein Beutelschen genähtes Zaubermittel, gewöhnlich irgendeine Zaubersformel auf einem Stück Papier oder auch auf Tuch geschrieben, enthaltend.

³⁾ Dämon, böser Geist, auch Kobold, ähnlich wie die Jins bei den Arabern.

⁴⁾ Dorfstempel.

gewöhnt, wenn die Kinder erkranken, bei dem Kurumba Hilfe zu suchen, und immer sind die Dämonen vor seiner Macht gewichen. Sein Ruf ist zu den anderen Dörfern gedrungen, und du wirst selbst gesehen haben — so schloß der Patel seine Erzählung —, daß die Frauen Tag für Tag von weither zu unserem Dorfe kommen. Da hatte ich auch die Erklärung für die vielen flatternden Fähnlein an den Sträuchern und Büschen um das Dorf herum.

Wenn nicht ein dringender Fall ihn ruft — setzte der Patel noch hinzu —, betritt der Kurumba das Dorf nicht, aber jede Woche bringe ich ihm unsere Gabe hinaus. Er ist nicht immer da, wenn ich komme, aber ich lege die Gaben von Reis und Getreide, manchmal auch ein Kleidungsstück und Früchte auf die Bank vor seiner Hütte. Oft verschwindet er nachts, und wochenlang sehen wir nichts von ihm. Wo er hingehet und was er tut, wissen wir nicht, und da es ihn erzürnen würde, wenn wir ihm nachforschten, so kümmern wir uns nicht um seine Wege.

Auf meine Frage, was der Kurumba denn mit den frommen Gaben tue, konnte mir der Patel keine befriedigende Antwort geben. Wahrscheinlich stand sein öfteres Verschwinden mit dem Vertrieb oder Tausch jener Gaben dankbarer Mütter in Verbindung. Daß er sich im Laufe der Jahre Reichthum erwarb, bestritt der Dorfsälteste nicht.

Da ereignete sich gerade am Tage, als ich abreisen wollte, ein Ungeheuerliches, das schweren Jammer über Songir brachte. Leibhaftig sehe ich noch heute den Kurumba wie einen Wahnsinnigen von seiner Hütte über das Flußbett ohne Weg und Steg durch die stoppligen Tschuarnfelder in das Dorf rennen, die Haare wirr zerzaust, die Augen flackernd, in Haß, Bitter, Verzweiflung, vor sich himmelmelnd, dann wieder laute Verwünschungen ausstoßend, gerade auf das Haus des Patels zu. Im Nu hatten die Hindu des Brahminendorfes sich um ihn versammelt und einer sagte es dem andern, während der Alte auf dem Boden saß, laut jammernd, dann wieder dumpf vor sich hinstierend oder mit beiden Händen Bart und Haar raufend, daß in der Nacht, während er von seiner Hütte fort war, sein Eigentum, sein Geld gestohlen worden sei. Der Patel schickte den Chowkadar und den Kutrwal an den Rand des Grabens, der das Dorf der Reinen von den Unberührbaren trennt, und befahl den Männern und Jünglingen, herüberzukommen auf den Dorfplatz. Dort wurden sie des Diebstahls angeklagt, aber keiner gestand die That, selbst nicht, als der Patel in seiner Wut zwei Knaben, die gerade vor ihm auf dem Boden knieten, mit einem Stock auf Kopf und Rücken schlug. Da begannen sie alle zu jammern und flehten den Kurumba und den Patel an und beteuerten ihre Unschuld. Als

aber auch die andern Hindu mit Schlägen auf sie losgingen, damit sie bekennen sollten, was vielleicht keiner von ihnen getan hatte, trat ich dazwischen, bat einzuhalten und drohte, als meine Bitten fruchtlos waren, mit der Anzeige bei der Sirkar. Das half endlich. Ich schlug nun vor, den Kotwal nach Bandwa zu schicken, um die Polizei zu holen. Während ich noch sprach, erhob sich der Kurumba langsam von der Erde, blickte alle mit einem so furchtbaren Blicke an, daß selbst mich ein Schauer überlief, trat auf das Haus des Bürgermeisters zu und stieg die Stufen an der Veranda empor wie ein Prediger die Kanzel besteigt. Wir alle folgten ihm, wie gebannt von seiner Gewalt. Er hob seine braunen verwitterten Arme zum Himmel und sprach den furchtbaren Fluch aus über das Dorf, dem die Congirleute nachher alles Unglück zuschrieben, das bald über sie kam:

„Verflucht sei dieses Dorf, der Schwarze Tod komme über alle, und wer von ihm nicht erwürgt wird, soll zur Schlange werden und zum wilden Tiere! Jammernd nach Erlösung soll er gehen, von einem Dasein in das andere, und seine Seele soll keine Ruhe finden! Erde sollt ihr werden, alle!“ Und wieder hob er den Staub vor seinen Füßen mit beiden Händen und warf ihn weit von sich, seinem Fluch durch diese Geste furchtbaren Nachdruck gebend. Ich begriff in jenem Momente die

Furcht, die den Inspektor damals zurückweichen ließ. Dann stieg der Kurumba die Stufen hinunter, und alle, die dastanden, machten ihm Platz, stumm und starr vor Entsetzen. Er ging durch die Menge hindurch über den Platz, aber nicht zu dem Ausgang des Dorfes, der zu seiner Hütte führte, sondern auf den Weg nach Aulia. Er zog hinaus, fort in den Dschungel. Die Männer standen noch stumm auf dem Dorfplatz, und erst lange, nachdem er verschwunden war, fanden sie die Sprache wieder. Er ward nie mehr gesehen. Ich reiste in jener Nacht auch nach Aulia, aber keiner von den Menschen, die ich auf dem Wege traf und am andern Morgen im Dorfe nach dem Kurumba fragte, konnten mir Auskunft geben. Niemand hatte ihn gesehen.

Drei Wochen später kam ich auf der Rückreise wieder nach Songir. Welcher Jammer war in das Dorf eingezogen! Der Patel lebte nicht mehr, auch der Kotwal war tot, ebenso der Chowkadar mit seinem Weibe und dem Kinde, das der Kurumba vor Jahren geheilt hatte. Die ersten, die der Pest zum Opfer gefallen waren, waren die armen Menschen aus dem Pariadorf; dort hatte die Krankheit verheerend gewirkt und wütete noch immer fort. Fast in jeder zweiten Hütte lag ein Kranker und wartete auf sein Ende. Was konnte ich anders tun als bleiben, um mit meiner geringen Kraft der furcht-

baren Krankheit Troß zu bieten. Aber die Arzneien aus der Apotheke in Bandwa halfen nichts. Endlich mußte ich mich, um die noch nicht befallenen Häuser zu schützen, zum letzten Mittel entschließen, zum Verbrennen der infizierten menschlichen Wohnungen. Zuerst wurde das Pariadorf in Brand gesteckt. Wenn ich sonst zusah, wie armen Leuten aus dem Volke die schlichte Hütte niederbrannte, hörte ich laut Jammern und Wehklagen. Aber hier hatte die Verzweiflung die Menschen schon so abgestumpft, daß sie stumm ihre wenige Habe nahmen und hinaus-zogen in den Dschungel, wo sie aus Ästen und Zweigen sich notdürftig Hütten errichteten.

Songir zählte, als ich es zum ersten Male betrat, etwa vierhundert Seelen. Von der Zeit an, da die Krankheit ausbrach, bis zum zehnten Tage, den ich nach meiner Rückkehr dort verbrachte, um den Ärmsten zu helfen, waren 198 Menschen der Pest zum Opfer gefallen. Wohl starb fast in jeder Hütte ein Mensch, aber die Überlebenden hingen so sehr an ihrer Scholle, daß sie nicht hinausgehen wollten. Nichts besitzt der arme Paria in den indischen Dörfern, und doch hängt er zäh an dem kleinen Stückchen Erde, auf dem seine Hütte steht, und wenn er hinaus muß in die Welt, sei es auch oft nur auf eine Tagesreise, ja, ein paar Stunden, dann wird er krank und spricht von Heimweh nach

seiner „Erde“. Vor dem Mandi brachten sie Opfer dar Tag und Nacht, und wenn eine Räucherkerze heruntergebrannt war, wurde die neue sogleich angezündet. Die Gesunden und die, die noch gehen konnten, zogen zum Tempel. Dort nahm der Budjari das einfache klotzige Bild vom Altar, sie trugen es hinunter zum Fluß und wieder hinauf und um das Dorf herum, und in die Nacht hinaus klang ihr Klagen und Rufen und das Schlagen des Tamtams; Miharban! Miharban! — Gampati! — Miharban! — Erbarme Dich unser! — O Gottheit! o Gampati! — Erbarme Dich unser! —

In den ersten Leidestagen wurden die Leichen noch in verhältnismäßig tiefen Gruben bestattet, und die ersten Opfer bei den Kastenleuten wurden sogar verbrannt. Aber nach und nach wurden die Überlebenden nachlässiger. Eine dünne Erdschicht und ein paar Steine und Dornen über die Leichen gedeckt, damit die Schakale nicht an sie kämen, genügte nun. Doch in der Nacht bohrten die Schakale sich tiefe Löcher wie Tunnels seitwärts in die Gruben hinein und zerrten die Kadaver heraus, gliedweise. Und am andern Morgen sah man hier einen abgerissenen Arm und dort ein Bein oder einen gräßlich verstümmelten Schädel irgendwo zwischen den Steinen liegen. Über den Leichenfeldern hockten die Geier zu Hunderten mit ihren nackten Halsen, die

Krähen warteten, unruhig hin- und herflatternd, bis diese sich gesättigt hatten, um sich dann mit gierigem Krächzen auf ihr gräßliches Mahl zu stürzen. Bei Einbruch der Dunkelheit verstummte ihr heiseres, schrilles Gekrächze vor dem geisterhaften Ruf der Schakale, der mit dem Wehklagen der Menschen im Dorf zu einer gräßlichen Melodie vereinigt, zum Himmel herauf drang.

Es war als hätten die Tiere der Erde und des Himmels sich zu einem grausigen Leichenmahl vereinigt! Die Schakale, die man tagsüber sonst selten trifft, es sei denn, daß einer einmal verspätet scheu von Strauch zu Strauch über die graue Dschungelerde seinem Schlupfwinkel zuschleicht, umgaben nun das Dorf selbst am Tage und nur, wenn aus dem Dorf heraus die klagenden Menschen in eiliger Hast ein neues Opfer auf das stinkende Feld hinaustrugen und dort hinwarfen, wichen sie hinter die nächstliegenden Steinhügel oder Kakteen zurück, um dann gleich wieder in rasendem Laufe, die Ruten im Staube nach sich schleifend, auf das neue Mas zuzustürzen. Unheimlich grauenvoll war das Gekrächze der Geier und Krähen, und die Bäuhe der Pariahunde, die sich mit den Schakalen um die Überreste der Leichen stritten, waren widerlich aufgedunsen. Die Menschen, die hilfselehend vor der Dorfgotttheit Gebet und Opfer brachten, ver-

minderten sich von Tag zu Tag, und niemand kam mehr von außerhalb auf dem Dschungelwege dem Dorfe zugeschwunden. Die Pest hatte sich von Songir über die Dörfer in der ganzen Umgebung verbreitet. Dann taten die Geängstigten das Letzte. Wer noch am Leben blieb, floh in die Wildnis, aber die grausige Göttin ging hinter ihnen her, stöberte sie in ihren Schlupfwinkeln auf und schonte niemanden.

Heute mag Songir zu jenen Dörfern gehören, die man „tote Dörfer“ nennt und deren man landauf, landein in Indien so viele trifft. Die Hütten zerfallen langsam und die schweren Regenfälle verwandeln die Mauerreste in öde Lehmhaufen. Wo einst das Singen der Frauen erklang und frohe Jungen am Morgen die Viehherden in die Felder hinaustrieben, wo am klaren Flusse junge Mädchen spielten und sangen, ist nichts mehr zu sehen als klägliche Überreste menschlicher Behausungen, in denen die Tiere des Dschungels ihr Heim aufschlugen. Der reisende Hindu, der die Stätte sieht, macht einen weiten Umweg um sie herum, so daß die Straße, die früher durch das belebte Dorf ging, in einem großen Halbkreis an ihm vorüberführt.

So war das unselige Wort des Kurumba erfüllt worden. Es mag nicht die Macht seines Wortes gewesen sein, die das Unheil über Songir brachte; denn die Pest hatte schon in der Kreisstadt

gewütet, und irgendeiner, der dorthin gefahren war, mag auf dem Basar von ihr angesteckt worden sein und sie in das heimatliche Dorf gebracht haben. Aber wer heute durch jene Gegend reist, wird des Nachts auf dem Dorfplatz unter dem Pipulbaum die unheimliche Geschichte vernehmen vom Zauberer von Songir.

Lebendig tot.

Es war spät in der Nacht, als wir uns dem Dorfe Aulia näherten; eine lange Tagesreise lag hinter uns; die Ochsen gingen müde über die staubige Dschungelstraße, denn seit dem Tage vorher hatten sie kein Wasser mehr gehabt, und auch Govind saß abgesspannt auf dem Karren, als er langsam dem Dorfplatze zuzubr. Doch diese Nacht wollte ich nicht als Gast des Patels im Brahminendorf zubringen, denn drüben in jenem Teile, wo die Paria in ihren elenden Hütten hausen, lag ein Freund von mir krank darnieder, ein Weber, den ich vor Monaten auf dem Basar des benachbarten Fleckens kennengelernt hatte, und ich hatte seinem Weibe, als es mich aufsuchte, versprochen, ihn zu besuchen. Verächtlich schüttelte der Dorfälteste das Haupt, als ich das Obdach für die Nacht ablehnte und den Karren hinüberlenkte in das Pariadorf.

Doch ich kam zu spät. Hiralal war am frühen Morgen gestorben, und schon vor Sonnenuntergang hatten sie die Leiche hinaufgetragen auf den Hügel, der sich hinter dem Dorfe erhebt, steil und gleichförmig wie eine Pyramide, bedeckt mit Geröll und

bar jedes Baumes und jedes Strauches. Das noch junge Weib saß wehklagend vor der Hütte, und die Männer und Frauen des Dorfes kauerten vor der Weinenden und unterhielten sich über den Verstorbenen. Keiner sprach zu ihr und ebenso schien sie von niemand Notiz zu nehmen. Ihr Haupt war kahl geschoren, das gelbe kurze Tuch war an die Stelle des roten Sari getreten, das nur die verheiratete Frau tragen darf. Ich ging auf sie zu, sie schaute auf, schob das Tuch langsam aus der Stirn, erkannte und grüßte mich und erzählte mir schließlich, von heftigem Schluchzen unterbrochen, die Geschichte seines Sterbens. Dann fuhr sie fort in ihrer Klage, manchmal leise vor sich hinweinend, auf einmal wieder in lautes Klagen und Jammern ausbrechend. Ich durfte sie dabei nicht stören, denn diese Nacht noch war es nach der alten Sitte ihre Pflicht, den Verstorbenen zu beklagen.

Die indischen Pariadörfer sind alle arm und elend und starren vor Schmutz. Aulia aber in besonderem Maße. Die Luft war verpestet vom Gestank des faulen Wassers aus dem schlammigen Teiche nebenan, und ganz in unster Nähe mußte ein verwesender Gegenstand liegen, so ekelregend roch es. So ließ ich die Karre in der Obhut der Dorfbewohner, entnahm ihr das Nöthwendigste zur Herrichtung des Nachlagers und verabschiedete mich für die Nacht

von den Männern. Eigentümlicherweise befand sich keine Kaströhre, wie sonst in jedem indischen Dorfe, dort; aber ein alter, von Armut und Arbeit ver- schrumpfter Mann sagte mir, daß auf der Spitze des Hügels, in der Mitte des Leichenfeldes eine Hütte stehe, geräumig und groß, weil sie früher, bevor die Toten dort oben begraben wurden, einigen Ganyassins zur Niederlassung gedient hätte.

Es war eine stockfinstere Nacht, kein Stern war am Himmel zu sehen, denn es waren die Tage vor der Regenzeit, da sich die schwarzen Wolken am Himmel sammeln, um den lange ersehnten Regen auf die Erde herniederzusenden. Die Bewohner indischer Dörfer sind so furchtsam, daß keiner sich getraut, des Nachts das Dorf zu verlassen; und als Govind hörte, wo sich jene Hütte befand und daß an jenem Abend noch ein Mensch dort begraben worden sei, bat er mich flehentlich, im Dorfe zu bleiben. Ich wußte aber, daß es mir unmöglich sein würde, die ganze Nacht in jener furchtbaren Luft zuzubringen, und so erlaubte ich ihm, unten im Dorf zu bleiben, während ich meine Laterne ansteckte und allein den Weg zur Hütte den Hügel hinaufging. Wie immer, wenn ein Leichnam in die Erde versenkt wurde, hatten auch diese Nacht die Schakale sich zu Hunderten um das Dorf versammelt und erfüllten die Luft mit ihrem heiseren

Bellen. Es klang wie das Klagen und Schreien gemarterter Geister. Der Lichtkreis meiner Laterne ließ mich die huschenden Tiere erkennen, die der Schein des Lichtes blendete und ängstigte. In etwa zehn Minuten hatte ich die verlassene Hütte erreicht. Sie war noch gut erhalten, nur die Thür fehlte. So breitete ich meine Decke auf dem Boden aus, stellte die Laterne in eine Ecke und machte aus dem Haufen aufgeschichteten Holzes ein Feuer für die Nacht.

Nirgends tritt einem die Armut der untersten Klassen Indiens so ergreifend vor Augen, wie an diesen Stätten des Todes. Wenn der Mensch nicht einmal so viel hat, um die Leichen seiner Liebsten zu verbrennen oder wenigstens so zu begraben, daß sie vor der Schändung durch wilde Tiere gesichert sind, dann, wahrhaftig, ist die Armut groß. Viele hundert Mal bin ich des Tages durch solche Leichenfelder gegangen und habe auf die herumliegenden Knochen und Schädel geschaut, die in der Sonne bleichten. Weder den Schakalen, noch den Geiern und Krähen gelingt es, die Schädel ganz auszunehmen. Die letzte Arbeit obliegt erst den weißen Ameisen. Deshalb entströmt diesen Stätten ein widerlicher Leichen-geruch. Er erfüllte auch in jener Nacht die Luft. Die in der Luft sich sammelnde Feuchtigkeit ließ einige noch nicht lange begrabene Schädel phosphoreszierend aufleuchten. Dazu kam das wechselnde

Spiel von heiserem Bellen und klagendem Schreien der Schakalrudel, die an der Stätte des Todes nach Nahrung suchten. Die Leichen sind oft kaum einen Fuß tief in der Erde vergraben, und nur die Dornenhaufen und Steinblöcke wehren einige Nächte lang die Schakale ab. Ein erstaunlicher Instinkt hat sie gelehrt, den mühsamen Weg des Ausscharens zu umgehen, indem sie in einer Entfernung von vielleicht zwei Schritten vom Grabe unter der Erde einen Tunnel zur Leiche bahnen und durch diesen Gang die Leiche Stück um Stück an die Oberfläche der Erde zu ihrem grausigen Schmause zerren.

Ich lag da beim niedrig flackernden Feuer, ab und zu die Flamme nährend durch ein neues Stück Holz und mit einem gewissen Schauern in die Dunkelheit hinausstarrend und dem geisterhaften Locken und Rufen und gierigen Bellen zuhörend, das allmählich verstummte. Die Schakale weilen nämlich nie die ganze Nacht an einem Orte, sondern verschwinden nach einer gewissen Zeit und kommen dann wieder. Das geschieht so regelmäßig, daß die Dorfbewohner die Nachtstunden nach ihrem Kommen zählen. Kaum hatte sich zum erstenmal in der Nacht ihr Schrei in der Ferne verloren, als in unmittelbarer Nähe meiner Hütte ein Klagen anhub, so entsetzlich, wie ich es in meinem Leben nie wieder zu hören hoffe. Ich stand auf und

lauschte gespannt, voll Schreck und Angst. So kann nur ein Mensch schreien in äußerster Not! Und wie ich in starrem Entsetzen hinhorche, vernehme ich wirklich die Stimmen zweier Wesen; die eine war unzweifelhaft das Klagen eines Schakals, dazwischen aber ertönte wie aus einem Grabe leises Wimmern, als besäße ein Mensch nicht mehr die Kraft zu lautem Hilferufe.

Ich mußte mich zu irgendeiner That entschließen. Ich gestehe aufrichtig, daß erbärmliche Furcht mich zögern ließ, den Lauten zu folgen und dorthin zu gehen, wo das Klagen herdrang. Der Gedanke aber, daß dort ein Mensch sich in furchtbarer Not befände, ließ mich schließlich doch vom Feuer aufstehen. Ich nahm meine Laterne und ging in der Richtung des Schreies in die Dunkelheit hinein. Unheimlich schimmerten die weißen Knochen zu meinen Füßen im Scheine der blakenden Laterne, mein Fuß stolperte über Schädel, die dann den Hügel hinunterkollerten, bis sie auf einen Steinblock aufschlugen oder von einem der niedrigen Dornengesträuche aufgefangen wurden.

Endlich war ich an der Stätte, woher das unheimliche Stöhnen und Wimmern ertlang. Es war das Grab des Mannes, der beim heutigen Sonnenuntergang begraben worden war. Deutlich konnte ich das Wimmern eines Menschen und das klagende

Heulen eines Schakals unterscheiden. Hiralal ist lebendig begraben worden der Gedanke durchfuhr mein Gehirn, und im selben Augenblick rannte ich wieder zur Hütte, wo ich in einer Ecke einen kleinen Spaten gesehen hatte, wie die eingeborenen Gärtner ihn benutzen. Damit kehrte ich zum Grabe zurück und schwerlich hat je ein Mensch mit solchem Eifer gearbeitet wie ich in jener Nacht in der unheimlichen Gesellschaft der toten, zerissenen Leiber um mich herum, des wimmernden Leichnams und des schreienden Schakals. Ich wußte nicht, wo Haupt oder Füße des Leichnams sich befanden und begann deshalb aufs Geratewohl an einem Ende des Grabes. Auf einmal, als ich etliche Steinblöcke entfernt hatte, schlug mein Spaten auf eine weiche Masse, und ein Schrei quoll in die Nacht hinaus, so markdurchdringend, daß das Werkzeug beinahe meiner Hand entfallen wäre. Das Licht der Laterne zeigte mir den Leib des Schakals. Er hatte, gieriger oder hungrierer als die andern, sich in der Erde einen Gang gescharrt, durch den er bis zum Leichnam hindurchgedrungen war. Bei ihm angekommen, biß er in den Schädel des Toten, und in dem Moment muß ein besonders schwerer Stein, der über dem Tunnel lag, die Erde eingedrückt haben, denn das Tier war eingedrückt zwischen dem Boden und jenen Blöcken und konnte

sich nicht mehr befreien. Das war der Grund seines Scheiterns. Sein Biß aber hatte den toten Hiralal wieder zum Leben zurückgebracht.

Es wäre sinnlos gewesen, in das Dorf hinunterzugehen und Hilfe zu holen; es wäre mir nie gelungen, auch nur einen einzigen, selbst meinen zuverlässigen Govind nicht, zu bewegen, mit mir hinaufzugehen. So arbeitete ich allein weiter, bis ich den lebendig Toten von seiner Last von Erde, Dornen und Steinen befreit hatte. Den Schakal tötete ich mit einem Schlag meines Spatens.

Umsonst war meine Bitte an Hiralal, sich zu erheben; er lag da mit starr aufgerissenen Augen, und lachte . . . das Lachen eines Wahnsinnigen. Die Schrecken des Erlebten hatten seine Sinne verwirrt. Ich zog ihn aus der Grube heraus, und als ich ihn hinaufführte zur Hütte, mußte ich ihn fast tragen, und mehrere Male entsank er meinen Armen und fiel auf die Erde. Dann lag er neben mir am Feuer die ganze Nacht, und ich versuchte seine sieberheiße Stirn zu kühlen mit einem Umschlage, den ich aus meinem Taschentuch und einem Stück des Turbans gemacht hatte. Er rührte sich nach keiner Seite, und seine Augen schlossen sich nicht zum Schlaf, sondern starrten voller Grauen vor sich hin, und dabei lachte er fortwährend dieses entsetzliche irrsinnige Lachen.

Endlich kroch das Morgenrot herauf und verbreitete sich über die Ebene. Im Osten entstand ein gelbes Lichtermeer, und die blauen Schleier, die die Erde in Dunkelheit gehüllt hatten, wurden von der noch unsichtbaren Sonne erst an den Rändern, und dann über und über in flammendes Rot getaucht. Vom Fuße des Hügels herauf meldete sich das erwachende Leben; Hähne schrien, Tauben gurrten in den Büschen, und in den Bäumen, die das Dorf umgaben, erscholl das Krächzen der Papageien. Schon gingen einzelne Menschen, man konnte die Farbe ihrer Kleider im unklaren Morgenlicht noch nicht unterscheiden, mit den Wassergefäßen in der Hand aus dem Dorfe in die umliegenden Felder. Als ich hinunterstieg, um Hilfe zu holen für den scheinot Begrabenen, wehte der Morgenwind flüsternd über den Dschungel und brachte mit sich den Duft neugestärkten Lebens, den Duft von feuchter Erde, Blüten und Blumen. Im Dorfe, wo die Parias wohnen, waren sie schon wach; vor den Hütten kauerten die Männer und reinigten sich die Zähne mit einem kleinen Stückchen Holz. Die Frauen gingen, mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt, in den Hütten ein und aus, und aus einigen Behausungen ertönte schon das wehmütige Lied der Armut und der Arbeit, das Knarren des Webstuhls. Nur die Kinder waren noch nicht zu sehen, weil die Morgenluft noch zu kühl war.

Die Ochsen meines Karrens lagen am Boden und lauten an ihren Garbistangen. Govind aber war schon beim hellflackernden Feuer beschäftigt, das Morgenbrot für mich zu bereiten. Ihm erzählte ich zuerst, was in der Nacht sich ereignet hatte. Er erschrak; so etwas hatte er noch nie gehört.

Ich war froh, daß er mich begleitete zur Hütte Hiralals. Dort saß noch die Witwe; das Klagen und Weinen des vorigen Tages und der Nacht hatten das arme Geschöpf ermüdet, so daß sie nun, mit dem Sari bekleidet, eng zusammengekauert vor der Hütte saß, im Schlaf noch fröstelnd. Bei meinem Nähertreten erwachte sie und fing gleich wieder an zu weinen. Da setzte ich mich hin zu ihr, nahm ihre beiden feuchtkalten Hände in die meinen und fing an, ihr zu berichten und Trost zuzusprechen. Aber es war, als spräche ich in die leere Luft. Das konnte nicht sein. Tot ist tot. — — — Hatte ihr Gatte nicht gestern von den Männern hinausgetragen worden auf der roh gefügten Bahre? — Lag er nicht auf dem Leichensfeld auf dem Hügel? — Hatte man nicht Erde, Dornen und Steine auf das Grab gelegt über den Leichnam? — Hatte nicht der Barbier, der einzige Priester der Parias, die letzten Riten an ihm vollzogen? Wie sollten Tote wieder lebendig werden?

Langsam vergrößerte sich der Kreis um mich herum. Staunend und ungläubig hörten die Männer und

Frauen meinen Bericht. Dann vernahm ich das grauenvolle Gesetz altindischen Herkommens: Der Tote bleibt, wo er ist! Er ist begraben, bei den Toten hat er seine Wohnung genommen und bei den Toten ist nun sein Heim immerdar. Umsonst versuchte ich auf alle mögliche Weise ihnen klarzumachen, daß Hiralal nicht tot wäre, immer blieb die Tatsache bestehen: er hatte unter den Toten gewohnt, er war verunreinigt, nie mehr durfte er die Stadt der Lebenden betreten, und sein Weib mußte Witwe bleiben, bis daß der Tod auch sie erlöste.

Ich ging hinauf zu den Häusern der Brahminen und sprach mit dem Pandit, einem alten Mann, der zu gleicher Zeit der Pujari¹⁾ des Dorfes war; auch er bewies mir, daß dem Chashtra²⁾ gemäß Hiralal nicht mehr zu den Lebenden zähle, und daß sein Weib Witwe sei; er müsse deshalb bei den Toten wohnen. Hingegen sei es seinem Weibe geboten, das Schicksal des Toten zu teilen. Dann war ich Zeuge des grauen-

¹⁾ Opferpriester.

²⁾ Gesetz des Manu; Manu ist angeblich der große Gesetzgeber des Hinduismus, der ungefähr im 5. Jahrhundert n. Chr. lebte. Der Name ist aber historisch nicht nachweisbar. Etymologisch läßt sich das Wort eher ableiten von der Wurzel: Man = „Befehl“ oder „Gesetz“, welches auch der Ursprung des lateinischen Wortes „Mandare“, Befehlen, zu sein scheint. Vgl. mit Manu (Man) auch den legendarischen Namen des ägyptischen Königs und Gesetzgebers Menes.

vollen Schauspieles, wie die Witwe hinausgeführt wurde von den Weibern des Dorfes bis an seine Grenze, wo das Leichenfeld beginnt, um hier aus der Gemeinschaft der Lebenden ausgestoßen zu werden und mit ihrem Manne im Totenreiche zu leben. Ich begleitete sie hinauf zur Hütte, wo ihr Gatte immer noch dalag mit starr geöfneten Augen, fortwährend im Wahnsinn vor sich hinlachend. Sie, die von Anfang an sich sträubte, das Dorf und ihre Angehörigen zu verlassen, schien nun erst ganz ihr entsetzliches Schicksal zu begreifen, und mit einem Schrei furchtbarster Verzweiflung warf sie sich über ihren Mann, mit dem sie von jetzt an für immer allein hier oben leben sollte. Die magere Gestalt des lebenden Leichnams, mit einer entstellten grauschwarzen Haut überzogen, war bedeckt nur mit dem kurzen gelben Totengewand und um den Hals trug er den Kranz verwelkter, staubbedeckter gelber Arefablumen, der Blumen des Todes.

Was sollte ich mit den beiden tun? Ich wußte nicht, wohin mit ihnen. Sie in irgendeinem Dorf unterzubringen, war unmöglich, denn die furchtbare Geschichte mußte sich verbreiten, und in kurzem würden sie wieder als unrein aus der neuen Heimat ausgestoßen werden. Es blieb nichts anderes übrig, als die beiden mit etwas Geld und Lebensmitteln zu versehen und sie dann ihrem traurigen Los zu

überlassen. Vierzehn Tage blieb ich noch oben und theilte die enge Hütte mit ihnen, bis die Schatten des Wahnsinns vom Scheintoten gewichen waren. Dann endlich konnte ich den Ort verlassen.

Aber den alten Lebensgeist hat Hiralal nicht mehr zurückerhalten. Stundenlang kauerte er in einer Ecke und starrte mit stieren Blicken ins Leere. Manchmal schüttelte ihn der Schreck der Erinnerung an jene furchtbare Nacht, da er als Toter unter den Toten lag und die aasgierigen Schakale um sich herum heulen und bellen hörte, wissend, daß er ihr Opfer sein würde, ohne sich wehren zu können. Wohl ist die Seele des indischen Parias abgestumpft gegen Schmerz durch Noth und bitteres Elend, aber das Erlebte war zu gewaltig in seinen Geist eingedrungen und hatte die Seele zugrunde gerichtet.

Aulia befand sich nicht sehr weit von der Stadt, in der ich arbeitete. So hatte ich Gelegenheit, die beiden Ausgestoßenen ab und zu zu besuchen. Bei meinem dritten Besuche mußte ich mit Schaudern an den Fingern des Mannes den Anfang des Aussages feststellen. Dann ergriff die verheerende, langsam aber sicher tötende Krankheit auch sein Weib. Nun war das Maß des Leidens für die beiden gefüllt. Eine Barmherzigkeit des Himmels schien es mir, daß die Krankheit sich nach innen verzog

und auf die Lunge überging. Das beschleunigte das Ende. Zwei Monate nach seiner ersten Bestattung starb Hiralal. Sein zweiter Gang in die Ewigkeit war schmerzlos, Delirium umsing seinen Geist. Nun war das Weib allein da oben, erfüllt mit dem Aberglauben des indischen Landbewohners, mit der Furcht vor Geistern und vor dem Tode . . . kein Wunder, daß sie schon eine Woche nachher wahnsinnig wurde. Tag und Nacht irrte sie um das Dorf herum, klagend und wieder wahnwitzig lachend, so daß ihre Stimme von der der Schakale nicht zu unterscheiden war. Ich faßte den Entschluß, sie aus ihrer Umgebung wegzuholen und in das Asyl zu bringen. Als ich aber eines Abends im Dorfe erschien, um mich nach ihr zu erkundigen, erzählten mir die Einwohner, daß sie in der Nacht vorher laut klagend in die Finsternis hineingewandert und bis jetzt nicht zurückgekommen sei. Sie war verschwunden, und wo ich auch forschte — nirgends erhielt ich eine Auskunft über sie. Der große Dschungel hatte sie in seine Schweigsamkeit aufgenommen, wie er jährlich viele Tausende aufnimmt und nicht wieder entläßt.

Pandar-Lokh.

I.

In Anbetracht der heiligen Scheu, die den Affen in Indien vor der Verfolgung der Menschen schützt und ihm Straffreiheit selbst für seine größten Frechheiten sichert, ist es merkwürdig, daß die Worte „Affe“ und „Affenvolk“ im ganzen Lande gangbare Schimpfworte sind. Genau wie der abendländische Großstädter sich lustig macht über den Bauern aus der Provinz und ihm mehr oder minder artige Scherznamen anhängt, macht es der Hindu auch. Um Unbeholfenheit und linkisches Wesen zu bezeichnen, sagt er: Tschungli-Wallah (d. h. Dschungelmensch, Wilder, Barbar) und Pandar = Affe oder, wenn es auf viele Menschen gemünzt ist: Pandar-Lokh, d. h. Affenvolk.

Im fast wörtlichen Sinne gilt der letztere Name gewissen Bewohnern der inneren Halbinsel, die zu den wildesten Stämmen der Ureinwohner gehören. Die wandernden Ureinwohner, die keine bleibende Stätte kennen, denen oft sogar der Gebrauch des Feuers fremd ist, werden nie anders genannt. Der scheue Bhihl um die Windyasberge herum und sein auf

gleicher Kulturstufe stehender Bruder, der Sontali, heißen bei den Einwohnern der Dörfer und Städte Affen und Affenvolk und werden mit einer Verachtung behandelt, wie die unreinen Tiere. In den Dörfern hört man oft von einem Pandar-Lokh erzählen, das wie die Affen auf Bäumen wohne, keine verständliche Sprache spreche, von den Früchten des Dschungels und der Felder lebe und beim Nahren bekleideter Menschen sich in die einsame Wildnis des Dschungels flüchte.

Einmal nur bin ich mit solchem Volke zusammengekommen; es war in der Regenzeit in der Nähe des Narbudda-Flusses. Ich war auf einer Art Insel gestrandet, durch reißende Flüsse auf beiden Seiten für einige Wochen von der Welt hüben und drüben getrennt. Mit Mühe nur konnte ich unter dem Dache meines Zeltes das Holz trocken halten, mit dem ich morgens und abends mein Mahl kochte. Wir hatten unser Lager unter einer riesigen Banyane aufgeschlagen, deren es an den Ufern jenes Flusses unzählige und so gewaltige gibt, daß sie den Reisenden oft glauben machen, er sei in einem Wald, während das Heer der Stämme doch nur einen einzigen Baum ausmacht. Der heilige Banyanenbaum dort mit seinen über zweitausend Stämmen ist jedem Indienreisenden bekannt, so bekannt wie sein Bruder im botanischen Garten in Kalkutta. Unter jenem Baum

am Rande des Flusses war es, daß ich die erste Bekanntschaft mit den fast affenähnlichen Menschen machte. Es war sternlose Nacht, dichte Wolken lagerten über dem Blättergrün, und der Regen rauschte auch bald nieder. Als von meinem Feuer der Rauch aufstieg, mühsam nur, denn die Luft war schwer von Feuchtigkeit, hörte ich über mir ein lebhaftes Stimmengewirr und Kreischen, halb wie von Menschenstimmen, halb als wäre eine Herde Paviane dort oben. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen, erst im Lichte des Morgens sah ich, daß über mir von Ast zu Ast sich Matten streckten, verflochten mit den geschmeidigen Saugwurzeln, die von der Banyane herunterhingen. Jene Matten waren belegt mit Laub von Dschungelgras, und darauf saßen Menschen. Sie waren klein von Gestalt, fast Zwerge zu nennen, und gänzlich unbekleidet. Die Haare waren struppig, wie die wilder Neger, und die Gesichter verunstaltet durch stark hervortretende Backenknochen. Die in tiefen Höhlen versunkenen Augen waren blöde ohne einen Funken menschlicher Intelligenz. Drei Mütter befanden sich unter diesen vierzehn Menschen, und die Kleinen klammerten sich an ihre Brüste genau wie junge Affen. Von dem, was sie einander in fast kreischender Stimme zuriefen, konnte ich nichts verstehen, nur so viel wurde mir klar, daß ihre Sprache nur aus

einzelnen Silben bestand. Ich sah, daß sie sich vor mir fürchteten und nicht den Mut hatten, mich zu vertreiben. Als ich mich mit dem Diener einige Duzend Schritte vom Baum entfernte, sprangen auf einmal alle, Männlein und Weiblein, mit ihrem ganzen Nachwuchs vom Baum herunter und flohen in das Dickicht des Dschungels hinein. Ich sah nichts mehr von ihnen. So habe ich einmal wenigstens ein richtiges Affenvolk gesehen.

Aber nicht von den Affenmenschen will ich heute erzählen, sondern von einer dummen Geschichte, die ich mit richtigen Affen erlebte, und die mir immer in den Sinn kommt, wenn ich an die weißbärtigen Gesellschaftler denke, die mich oft auf meinen Reisen durch ihr lustiges Wesen unterhielten und häufig in Staunen versetzten über ihren fast menschlichen Verstand.

Das kleine Städtchen Hetampur im kohlenreichen Bezirk von Assensol ist so recht der Typ eines orthodoxen Hindustädtchens, wenn auch der freigebige Maharadscha dort ein englisches College gegründet hat. Jahrelang betritt kein Europäer seine Straßen. Der Palast, der heute vom Fürsten bewohnt wird, befindet sich etwas außerhalb des Ortes, auf dem Wege zum nächsten Eisenbahnort. Er sieht aus, als hätten spielende Geister irgendeinen Riesenpalast aus einer der großen Städte des

Nordens genommen und ihn hier abgesetzt. So einsam und fremd steht der Palast des Maharadscha von Hetampur an seiner Stelle. Rings herum grauer, öder Dschungel und weit im Hintergrunde das kleine Tempelchen, das dem Gotte Krishna geweiht ist, und in dem der Maharadscha jeden Morgen sein Opfer darbringt. Das neunzehnte Jahrhundert scheint hier spurlos vorübergegangen zu sein.

Mitten im Hofe steht noch die Wasseruhr, und den Ablauf der Stunden ruft ein Wächter dem anderen zu. Stolze Frauen spazieren im Garten umher, und unter einem Schuppen aus Grasgeflecht stehen die drei Elefanten, die der Raja an hohen Festtagen zu seinem feierlichen Umzuge durch das Städtchen benutzt.

Den ganzen Tag sitzt der Fürst auf seinem Kissen in der Gästehalle, umgeben von seinen Söhnen und seinen Kindeskindern, hinter ihm ein Diener mit einem Fächer und vor ihm ein kleiner Junge, dessen Pflicht es ist, die Wasserpfeife zu versorgen. Von seinem Sitze aus nimmt er Berichte entgegen und entscheidet alle Rechtsfragen seines kleinen Reiches.

Der Palast wurde mehr aus Prachtliebe als aus wirklichem Bedürfnis erbaut; das eigentliche Stammhaus befindet sich im Innern der Stadt, und dort hatte der Maharadscha auch mir für die

Zeit, die ich sein Gast war, Wohnung anweisen lassen.

Ein wunderbares altes Haus ist die Kap-Bati, voller Geheimnisse und Erinnerungen an längst verschwundene Geschlechter, an das Leben und Treiben alter glorreicher Tage, da man noch nichts wußte vom Abendland, seinen Erfindungen und seltsamen Errungenschaften, da Geldgier und Sucht nach schnödem Gewinn noch nicht in jene Gegenden gedrungen war. Der neue Palast mag wohl ein stolzes Gebäude sein mit hohen Räumen und modernen Prunksälen, aber lieber hielt ich mich im alten Stammschloß derer von Hetampur auf und wanderte gern in früher Morgenstunde oder zur Dämmerzeit des Abends durch die verlassenen Hallen und Räume. Es befand sich mitten im Dorf, und die kleinen Häuser der Einwohner lehnten sich vertraulich und heimlich an die breite Bastion, die es rings umgab. Der breite Graben, der in den kriegerischen Zeiten der Mogulen noch mit Wasser angefüllt war zur Abwehr gegen den angreifenden Feind, war ausgetrocknet, aber die Zugbrücken wurden heute noch beim Einbruch der Nacht emporgezogen, wenn der alte Wächter im kleinen Turm auf dem riesigen Kupfergong des Eingangs die Nacht verkündet. Alle Eingänge sind verschlossen, nur am Hauptthor steht heute noch die

Wache, bewaffnet wie zur guten alten Zeit mit dem krummen langen Schwerte und einem ungeheuren Vorderlader.

Außer diesen Waffen haben die zwei Soldaten, die das Haus der Ahnen vor unbefugtem Eintritt schützen, nichts Kriegerisches an sich. Ihre Bärte sind schneeweiß, und wenn nicht gerade ein Prinz des Hauses oder der alte Fürst selbst erwartet wird, kauern sie auf dem Mäuerchen der Bastion, das schwere Gewehr zu ihren Füßen liegend, und rauchen friedlich ihre Hukah oder kauen Betelnuß. Ich kannte die beiden Sikhs und versäumte nie, bei meinem Besuch in dem alten Schlosse ein Weilchen bei ihnen zu verplaudern und einige Züge aus ihrer Wasserpfeife zu tun. Es waren alte wetterharte Veteranen, die die Erhebung Anno 1858 auf seiten Nana-Sahib's mitgemacht und dann, als friedlichere Zeiten über die bengalischen Lande kamen, den Fürsten und seine Söhne als Jäger begleitet hatten auf ihren Jagden im weiten Dschungel. Beide hatten sich Ruhm erworben durch ihre Furchtlosigkeit, und stolz zeigte der alte Govind-Gingh jedem, der seine Bekanntschaft machte, die Klauen und Zähne der von ihm erlegten Tiger.

Die Hallen und Säle des Schloßes standen leer, und wenn man über die marmornen Fliesen ging von einem Zimmer in das andere — und es waren

ihrer viele —, glaubte man den Widerhall der Stimmen vieler Menschen zu hören, die in vergangenen Tagen das Haus belebt hatten. Die Räume erhielten nur mattes Licht durch die dunkelroten und blauen Fensterscheiben, die sich nach dem Hof zu öffneten, wo die Fürsten früher ihre Audienzen abgehalten und zu Gericht gefessen hatten. Überall herrschte trübsamerische Dämmerstimmung und angenehme Kühle.

An einem Ende des Schlosses, gerade bevor man hinaustrat auf die große Marmorterrasse, die einen Blick auf die Stadt hinaus und auf die Palmen am Flusse im Hintergrunde gewährte, befand sich ein großes Zimmer, das einzige, das noch bewohnt war. In seiner Mitte stand ein riesengroßes Bett, in dem bequem zehn Menschen sich hätten ausstrecken können. Eine Treppe von vier Stufen führte zu ihm hinauf. Von der Decke hing ein gewaltiges Moskitoneß herunter — es sah aus wie ein großer Baldachin. In einer Ecke auf dem Boden stand ein kleines Pult, an dem man nur arbeiten konnte, wenn man selbst auf dem Boden kauerte, darüber, an der Wand befestigt, ein Gestell mit uralten Büchern, in der andern Ecke war ein Kohlenbecken zur Erwärmung des Raumes in der kalten Jahreszeit aufgestellt. Auch hier buntfarbige Fensterscheiben und davor eine lustige Kokosmatte, um die Strahlen der Sonne abzuhalten.

In diejem Heim wohnte der alte Pandit des Maharadscha, ein wunderbarer Greis, unendlich ehrwürdig in seinem Auftreten und in seiner Erscheinung. Keiner in ganz Hefampur wußte genau, wie alt er war. Er war rüstig, erfüllt von einer jugendlichen Begeisterung und kindlichen Liebe für alles Schöne. Stundenlang konnte er in dem Kleinen, von ihm selbst gepflegten Gärtchen unterhalb der Terrasse sich aufhalten, sich freuend über jede kleine Blume als die herrlichste Gottesgabe. Niemand bediente ihn; er kochte allein seine Mahlzeiten, nicht nur weil er die Einsamkeit und das Träumen in der Erinnerung liebte, sondern auch weil er aus der höchsten Kaste der Brahminen stammte. Jeden Morgen, ehe das Grauen des Tages in die Sonnenhelle überging, verließ er das alte Schloß und ging durch das noch im Schlafe befangene Städtchen nach dem neuen Schloß, um den alten Fürsten zu seinem täglichen Morgenspaziergang abzuholen. Immer gingen sie den gleichen Weg, erst durch die Gärten des Palastes, dann den schmalen, von Aloe besäumten Steig entlang etwa eine Meile außerhalb des Städtchens zum Hügel hinauf, auf dem eine Ruine steht, ein Andenken an die Angriffe der kriegerischen Sivaji. Keinen Baum und keinen Strauch hat der Hügel von seinem Fuße bis zu seinem Gipfel, bietet

aber die herrlichste Aussicht. Rings im Umkreise liegen versteckt unter Bäumen die kleinen Dörfer des Dschungels, zwischendurch zieht sich eine lange Linie von Palmen, den einzigen Fluß jener Gegend bezeichnend; dann fällt der Blick auf die Stadt mit ihren drei weißschimmernden Tempeldächern, in der Mitte des Häusergewimmels die stolze Burg der Fürsten. Auf der anderen Seite breitet sich ein dichter Hain von Drangenbäumen aus, aus dessen dunklem Grün heraus der spitze Turm des Krishna-Tempels ragt, in dem der alte Fürst jeden Tag seine Gebete verrichtet. Von Giridanga geht ein Weg durch Juary-Felder nach diesem Hain und zu dem Heiligtum, das von besonderer Schönheit ist, ganz eingepaßt in die Landschaft, aus schneerweißem Marmor, in seiner Mitte ein Teich von klar schimmerndem Wasser, zu dem Marmorstufen von allen Seiten herunterführen. Wenn der Maharadscha, ein Mann von über siebenzig, mit seinen Begleitern das Innere des Tempels betritt und vor den Altar schreitet, auf dem das Bild des Gottes Krishna steht, geht hinter dem Hügel die Sonne auf, eine riesengroße feurige Scheibe, und sendet ihre Strahlen über die Stadt, die Felder und die Gärten. Dann erschallen die Glocken und die Muschelhörner, die Brahminen singen die ersten Morgenhymnen, für Hekampur ist wieder ein Tag angebrochen. Vom

Tempel führt den Fürsten sein Weg in das neue Schloß, um dort zu enden.

Dem alten Pandit verdanke ich, daß ich nicht im Palast unter den vielen Menschen wohnen mußte, sondern meine Behausung in jenem kleinen Hause neben dem alten Schloß aufschlagen durfte, das sich an den Tempel des Städtchens lehnte und früher vom Hauspriester bewohnt war. Es war ein uraltes Haus. Um es zu betreten, mußte man erst um einen kleinen Teich gehen, der es von den Häusern der Stadteinwohner trennte und auf dessen Stufen den Tag über sich das bunteste Leben abspielte. Am Morgen kamen erst die Frauen und Mädchen, um zu baden, dann die Männer, und solange des Tages Hitze noch nicht zu groß war, waren die Stufen stets dicht belebt. Die Kinder tummelten sich herum oder spielten, bis an die Schulter im Wasser stehend, miteinander, und frohes Gelächter und Geschwätz schallte herüber ins kleine Haus des Oberpriesters. Ein Kranz von Mangobäumen umgab den Teich, und ein Heer von Affen saß stets in den Ästen der Bäume. Wenn um die Mittagszeit die Menschen durch die Hitze vertrieben waren, kamen die Affen von den Bäumen herunter und spielten am Wasser; aber sobald es Abend wurde, und die Menschen hinübergingen in den Tempel, um ihre Gebete zu verrichten oder Opfer darzu-

bringen, wanderte das Affenvolk mit ihnen hinüber und setzte sich auf die Zinnen, auf die Mauern, und auf das Dach des Heiligtums. Zwischen der Hinterseite des Hauses und dem Tempel befand sich ein Garten, rings umgeben von einer etwa drei Meter hohen Mauer, und jeden Abend bei Einbruch der Dunkelheit versammelten diese weißbärtigen Herren sich an jenem Ort, und nur das dünne Holzgitter der hinteren Veranda meines Hauses trennte mich von ihnen. In der Mitte des Gartens stand ein großer Mangobaum mit den herrlichsten duftenden Früchten, doch habe ich von ihnen nie viel bekommen; schon ehe sie reif waren, hatten die Affen sie gestohlen.

Es war eine friedvolle Zeit, die ich in Hetampur verlebte. Nachmittags saßen die Schüler und Studenten des Kleinen College bei mir, oder ich schaute ihrem lustigen Treiben zu, und manymal nahm ich selbst teil an Spiel und Lust der Jugend. Oft bin ich mit ihnen hinausgegangen in den Dschungel, wir jagten einem aufgeschreckten Häschen nach oder sammelten an den dornigen Büschen die blauschwarzen Beeren, aus denen, wenn sie an der Sonne getrocknet sind, Rosenkränze gemacht werden. Oder ich spielte mit den Jungen des Verwalters und ihren Freunden im Schatten einer Mauer Murren; doch habe ich es ihnen nie nachmachen

können, den Zeigefinger so weit zurückzuspannen, daß die kleine Kugel wie aus einer Pistole geschossen davonflog.

Wenn dann die Schatten länger wurden, die Sonne sich langsam im Westen zur Ruhe senkte, und des Abends laue Winde endlich vom Dschungel her durch die Häuser wehten, setzte ich mich mit dem alten Lehrer in die hintere Veranda, und wir unterhielten uns über die Weisheiten der alten Schriften. War ich aber allein, so legte ich meinen kleinen Teppich außerhalb des Holzgitters auf den kiesigen Boden, der um das Haus sich herumzog, und sah dem munteren Treiben der Affen auf den Bäumen in meinem an den Tempel grenzenden Garten zu. Wie ich mit den Dorfleuten bald Freundschaft geschlossen hatte, so wuchs auch mein Vertrautsein mit den weißbärtigen Bewohnern des Baumes.

Es dauerte nicht lange, so hockten sie sich wie alte Bekannte zu mir und nahmen aus meiner Hand die duftenden Erdnüsse, die ich immer für sie und für mich in meiner Tasche trug. Da war ein weißbärtiges Mütterlein, das trug ihr Junges, genau wie die eingeborenen Frauen es tun, auf der Seite, und ohne Scheu vor mir nahm sie ihr Kleines und durchsuchte sein zartes Fell nach Insekten. Sie war so zutraulich, daß sie manchmal selbst mit ihrer haarigen Pfote in meine Rocktasche griff und sich

die Nüsse herausholte, die sie dann für sich und das Junge mit possierlicher Sorgfalt schälte.

Im allgemeinen freilich war es eine Bande von frechen Schelmen, denen niemand und nichts heilig war, nicht einmal die mit Ehrfurcht angebeteten Götter im Tempel. Ganz besonders hatten sie es auf meinen Koch abgesehen, einen ehrwürdigen alten Brahminen. Die Küche befand sich nicht im Hause, sondern in einem kleinen Gebäude, etwa zehn Schritte davon entfernt. Tagsüber hockte eine Unmenge von Krähen auf dem Dache und harrte der Gelegenheit für ihre Diebsgelüste. Der Koch konnte nie die Küche verlassen, ohne die Thür sorgsam abzuschließen, sonst hätte das Gesindel die ganze Küche durchsucht. Am Abend aber, wenn die Krähen sich in ihre Nester in den Bäumen rings um das Haus verzogen hatten, wurden sie von den Affen abgelöst, und oft genug geschah es, daß eines der Tiere, wenn er ahnungslos mit der bereiteten Mahlzeit aus der Küche in das Haus hinübergehen wollte, mit einem Sprunge von dem niedrigen Dach sich auf seinen Rücken setzte und mit seiner Pfote in die aufgehäuften Platte hineingriff. Die Mahlzeiten kannten sie besser als ich, stets waren sie zur Stunde des Essens um die Küche herum zu sehen, und mancher Fluch kam über die Lippen meines sonst gutmütigen Kochs, wenn er mit leerer Platte wieder in seine Küche zurückkehren mußte, um eine

neue Mahlzeit für mich herzurichten. Der frechste und mutigste der Weißbärte, es waren ihrer an die fünfzig, war der Anführer, ein übermäßig großes Tier, das nicht mehr jung sein konnte. Mit unerbittlicher Strenge übte er sein Regiment unter den anderen, und wehe dem naserweisen jungen Affen, der einmal nicht sofort seinem Gebot Folge leistete. Ein paar Ohrfeigen rechts und links und ein Wurf vom Baum, daß man die Knochen krachen hörte, war die Folge solchen Übermutes und Ungehorsams.

Eines Tages hatte Natesam ein besonders leckeres Gericht zubereitet, aber trotz aller Vorsicht war das Unheil wieder geschehen: der Herr General selbst war diesmal der Uffentäter. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit war er auf den Koch zugesprungen, hatte dem Erschrockenen die Platte süßen Reises entrisfen und sie unter den Baum getragen. Nachdem er sich gesättigt, ließ er auch die andern am Genuße teilnehmen. Dafür entschloß ich mich, ihn zu bestrafen, und die Strafe sollte darin bestehen, daß er vor der ganzen Affenfamilie sich blamiere. Ich ging deshalb in das Innere des Hauses, nahm mir eine Banane, schälte das Fleisch sorgsam heraus, durchdrängte es mit Whisky und hüllte es dann in die Haut sorgfältig wieder ein, so daß niemand von außen bemerken konnte, was mit ihr geschehen war. Diese Banane legte ich unter den Baum

direkt an den Stamm. Es war strenger Brauch bei den Affen, daß der General stets zuerst einen fremden Gegenstand prüfen mußte. Kaum hatte ich mich darum in die Veranda zurückgezogen, als er auch schon vom untersten Aste auf die Erde heruntersprang. Er mochte wohl den Geruch des Alkohols wahrgenommen haben, denn er ging nur zögernd auf die Banane zu, manchmal auf den Hinterbeinen, dann wieder auf allen vieren. Als er etwa noch einen Schritt von der Frucht entfernt war, legte er sich plötzlich auf den Bauch und rutschte langsam auf die Frucht zu. Die übrigen saßen oben in den Ästen und beobachteten gegen ihre Gewohnheit schweigend das Tun ihres Führers. Als der endlich bei der Frucht angelangt war, drehte er sie hin und her, spielend fast wie ein junges Käzchen, schnupperte, nieste, zog sie ein Stück vor, das Süßliche im Whisky muß ihn wohl angezogen haben. Er konnte nicht mehr von der verbotenen Frucht lassen. Zuletzt hielt er sie in den Händen, aber es dauerte noch eine Weile, bis er die gelbe Schale von der Banane losriß. Dann endlich entschloß er sich zum Genuß und aß sie. Zwei junge Affen waren indessen vom Baum heruntergekommen und krochen in seine Nähe, aber wütend und mit den Zähnen fletschend sprang er auf sie zu, und sie flüchteten sich mit einem Sprunge auf die Höhe des

Baumes. An den Stamm gelehnt, aß er die Frucht auf, nur hin und wieder sie von sich haltend und sich schneuzend, als wäre sie mit starkem Pfeffer bestreut.

Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten; kaum zehn Minuten waren vergangen, da hatte der Alkoholteufel ihn gepackt; er sprang hinauf in den Baum, und nun bot sich mir ein Bild, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde.

Friedlich hatten sie alle, Männlein und Weiblein, mit ihren Kindern auf dem Schoß, dageessen, und nun fuhr auf einmal dieser Kerl zwischen sie wie ein losgelassener Teufel, schrie und fletschte die Zähne, hieb und schlug nach allen Seiten, und wer ihm in die Nähe kam, den warf er vom Baume herunter. Von Angst erfüllt, schreiend und schnatternd, floh die ganze Affenzunft in die höchsten Wipfel des Baumes, hinaus auf die schwankenden Äste. Die bogen sich tief zur Erde. Da schaukelten sie nun, sicher wenigstens vor dem betrunkenen Unhold, und kreischten und zeterten ihm ihre Verwunderung und Entrüstung zu. Endlich legte sich der Tumult. Der General hatte sich auf den untersten Ast gesetzt und lehnte sich an den Stamm. Einige Male noch bleckte er mit den Zähnen und schaute wild drohend nach oben, dann versiel er in unverständliches Grunzen und zuletzt schloß er die

Augen und entschlummerte. Plötzlich aber verlor er das Gleichgewicht und flog wie ein Mehlsack auf die Erde. Verwundert schaute er sich um und rieb sich die Glieder. Zu einem Sprunge in den Baum hinauf reichten seine Kräfte nicht mehr. Torkelnd schleppte er sich in eine Mauerecke des Gartens, senkte den weißbärtigen Kopf auf die Brust, legte die beiden Arme über seinen haarigen Bauch und schlief ein. Oben im Baum herrschte immer noch Schweigen. Nur manchmal zwitscherte ein ganz junges Affchen irgend etwas zu seiner Mutter, aber sie beschwichtigte es mit einem leichten Schläge, dann herrschte wieder Ruhe unter ihnen.

Eine halbe Stunde etwa mochte vergangen sein, als unser Held von seinem Rausche erwachte. Weil ich die Strafe noch gründlicher machen wollte, hatte ich schon eine zweite Banane wie die erste zubereitet, und ging mit dieser auf den Baum zu. Da aber sprang das beinahe leblos scheinende Tier in furchtbarer Wut aus seiner Ecke auf mich, Bohn und Haß in seinem ganzen Wesen, wie ich noch nie bei einem Tiere gesehen hatte. Kaum gelang es mir, hinter den Schutz des Holzgitters in die Veranda zu entfliehen und die Thür hinter mir zuzuschließen. Das Tier hatte mich verfolgt und klammerte sich an die Holzstäbe wie ein rasender Tiger an seinen Käfig. Unter seinem wütenden Rütteln lösten sich schon

einige Stäbe, und da, um das Tier nicht noch mehr zu erzürnen, zog ich mich in das Innere des Hauses zurück, von dort aus das Ende des von mir angegerichteten Schauspielles beobachtend. Als der Affe sah, daß ich nicht mehr in die Veranda herauskam, ließ er ab von dem Gitter und trottete auf den Baum zu. Nun hatte er wieder die Kraft, sich auf den ersten Ast emporzuschwingen, aber kaum war er oben, da fiel das ganze Affenvolk über ihn her; sie schlugen ihn, bissen und kratzten ihn und warfen ihn schließlich herunter. Langsam entfernte er sich, ab und zu nur sich umblickend und die Verfolger abwehrend. Nicht eher aber ließen sie ab von ihm, als bis er über die Mauer, die an den Tempel grenzt, hinaus und ihren Blicken entschwunden war.

So hatten sie ihn gestraft. Er hatte sie entehrt und sich seiner Rolle als Führer unwürdig gemacht, deshalb stießen sie ihn aus ihrer Gemeinschaft. Ähnliches habe ich später noch mehrfach beobachtet, und die Engländer meinen darum, daß diese Affen eine Kaste bilden wie die Menschen, und den ausstoßen, der gegen ihre Geseze sich verging.

Viele Wochen später machte ich allein einen Ausflug in den Dschungel. Mein Weg führte vorbei an einem frischgemähten Kornfeld. An seinem Rande, auf einem von Sonne und Zeit gebräunten Steine kauerte ein einsamer Affe. Auch er war ein Aus-

gestoßener; ich sah es an seinem ganzen gedrückten, elenden Wesen. Da empfand ich tiefe Reue um jenen dummen Streich, den ich in törichter Laune in meinem Garten in Hetampur begangen hatte.

II.

Der Reisende kreuzt auf seiner Fahrt von Bombay nach Kalkutta, wenn der Zug die steile Wand der Western Ghats erklettert hat, an mehreren Punkten den Taptifluß, der in der Regenzeit unübersehbar von Ufer zu Ufer sich ausbreitet, im Sommer aber nur ein dünner klarer Bach ist, in dem des Tages das Dorfvieh sich tränkt und die Weiber, bis zu den Knien im Wasser stehend, ihre spärliche Wäsche reinigen. Auch dort, wo der Fluß öde, graue Gegenden durchzieht, gelbe Dschungelerde, soweit das Auge sieht, unterbrochen nur hier und da vom eintönigen Strauch der Jerusalemsdornen oder einer mattgrünen Mangogruppe, ist am Flusse selbst immer Leben. Eine Büffelherde kommt zu seinen Ufern mit Krähen auf dem Rücken, eine Schar Ziegen oder gar Geier mit den widrigen nackten Hälsen; vereinzelt auch Rehe, die beim Vorbeieilen des Zuges scheu in zierlichen Sprüngen das Weite suchen. An beiden Seiten der Ufer liegen, umgeben von Baumwoll- und Getreidefeldern, heimelige Dörfer, über

deren Dächern blauer Rauch aufsteigt. Dann wieder säumen entzückende Landschaften die niedrigen Ufer; Palmen neigen sich weit über das Wasser, seltsam behangen mit den Nestern des Webervogels; aus dichtem Geröhr steigen wilde Enten auf und weiße, storchähnliche Paddyvögel.

Manche Fahrt habe ich die Ufer des Tapti entlang unternommen. Einmal waren wir zu weit gegangen, der Vorrat war aufgebraucht, die Blechbüchsen für Reis und Kartoffeln, und was der Wanderer auf mehrwöchentlichen Fahrten sonst noch braucht, waren leer. In der Gegend, in der wir uns befanden, gab es keine festen Dörfer, nur hier und da eine kleine Siedelung von Grasshütten, in der Nacht zuvor vielleicht aufgerichtet von wandernden Bheels¹⁾, zwei, drei Tage nachher schon wieder verlassen stehend in der Einsamkeit des unendlichen Dschungels. Von ihnen war nichts zu erlangen. Sie besitzen nicht einmal Ziegen, geschweige Hühner und das nötige Korn für den täglichen Tschapatti. Wovon sie eigentlich leben, ist mir nie klar geworden; ihren stumpfen Gesichtern sieht man aber an, daß sie das Kärglichste zu essen gewöhnt sind.

Eine Begegnung mit solchen Bheels, wie sie die

¹⁾ Dschungelbewohner, die davon leben, daß sie das hohe spitzige Dschungelgras schneiden und auf dem nächsten Markte verkaufen.

Erinnerung an jene Gegend mir erweckt, will ich hier noch erwähnen. Eines Abends näherten wir, mein Diener (Kumar-suami) und ich, uns einer ihrer Ansiedlungen. Etwa zwanzig Menschen, davon fünf Frauen, angehan mit der eigentümlichen Binsenschürze¹⁾ aus Dschungelgras, hatten sich in einem kleinen Kreis gelagert. Beim Nähertreten bemerkte ich, daß sie eine etwa fußhohe Grube gemacht hatten, zugedeckt mit noch grünen Bambusstäben, so daß es ausah wie ein Feuerherd mit einem Rost. Dicht daneben war ein Pflöck in die Erde geschlagen, an den ein rüdig aussehender gelber Pariahund mit einer Kokoschnur gebunden war. Vor ihm stand eine schwarze Thetti²⁾, und zu meinem Erstaunen war dieses Gefäß angefüllt mit süßem Reis, den der Köter sich munden ließ. Ich war erstaunt, weil ich wußte, daß die indischen Landbewohner sich den Luxus eines Reisgerichtes nur ab und zu gestatten können. Endlich aber schien er gesättigt zu sein; doch da packten ihn einige Männer, einer sperrte ihm das Maul auf, und ein anderer stopfte ihm den Reis, in Kugeln

1) Die Legende erzählt, daß die Göttin Siwa eines Tages einer Anzahl von Bheelfrauen, die vollständig nackt waren, begegnete. Aus Schamgefühl für ihr eigenes Geschlecht flocht sie ihnen aus den Gräsern des Dschungels Schürzen, um die Blöße zu bedecken. Seitdem tragen die Bheelfrauen, so sagt der Volksmund, jenes Kleid.

2) Irdenner, ungebrannter Topf.

geformt, in den Schlund, bis der ganze Topf geleert war. Der Bauch des Thieres schwell auf, er heulte zum Erbarmen, aber die Umstehenden kannten kein Mitleid. Ich ging auf sie zu, um sie von ihrem Tun abzubringen, drohend, sie dem Sirkar¹⁾ zu melden, der sie dann bestrafen würde. Sie hatten, wie viele wandernde Bheels, Pfeil und Bogen bei sich, mit denen sie nach wilden Dschungeltieren, Hasen und Tauben jagen, um die Beute in den Dörfern zu verkaufen. Als ein ziemlich brutal aussehender junger Mann verstohlen nach dem Köcher griff, beendigte ich meine Predigt und trat hinter einen vereinsamt dastehenden verkrüppelten Kokosnußbaum. Von dort aus sah ich der weiteren Quälerei zu. Einige Männer hatten ein Feuer angezündet und legten nun die glühende Holzkohle in die Grube hinein, diese bis zu den Bambusstäben anfüllend. Als der Topf leer war, banden sie die Beine des Hundes zusammen und legten ihn lebendig auf das Feuer. Das Schmerzgeheul des Thieres war furchtbar anzuhören, und widerlich war der Geruch des sengenden Haares. Etwa eine halbe Stunde brieten sie das lebendig auf das Holz gelegte Tier. Dann zerschnitten sie den Braten mit allen seinen Eingeweiden wie eine große breite Wurst in Scheiben,

¹⁾ Polizei oder Regierung.

mit den krummen Messern, die ihnen sonst zum Öffnen der Kokosnußschalen dienen, und verzehrten das schmackhafte Mahl! Soviel von den Bheels.

Wochen waren schon vergangen, daß ich im Dschungel hin und her wanderte, ohne den Anschluß an die große Heerstraße wiederzugewinnen, und der Proviant war, wie gesagt, ausgegangen. Mein Diener, den ich der Einfachheit halber, das Beispiel englischer Soldaten nachahmend, kurzweg Sammi nannte, war noch nicht lange in meinen Diensten. Er war ein Christ, wenn er auch das Innere einer Kirche seit Jahren nicht gesehen hatte; trat aber eine schwierige Lebensfrage an ihn heran, so nahm er Zuflucht zu den alten Riten des Hinduglaubens. Sein Ehegespons war zudem aus der Weberkaste. Seinen Vorgänger hatte ich entlassen müssen, weil er zuviel Vorliebe für mein Bett, meine Zigarren und meinen Whisky zeigte, obwohl er stets behauptete, ein Vollabstinenzler zu sein. Sammi war mit einem Bündel von Zeugnissen zu mir gekommen, die ich aber nicht wagte, in die Hand zu nehmen, so schmutzig waren sie. Unter den Dokumenten war nur eins, das mich reizte: das Zeugnis seines letzten Herrn, eines englischen Majors, das ungefähr folgendermaßen lautete: „Kumarsuami war vier Monate als Pferdeknecht in meinem Dienst. Er stahl und soff nicht mehr und nicht weniger

als alle anderen; ich kann ihn bestens empfehlen, wenn der neue Herr die weise Regel befolgt, ihn alle vierzehn Tage ordentlich zu verhauen.“ Der arme Sammi hatte keine Ahnung von der englischen Sprache, und man kann sich seine Entrüstung vorstellen, als ich ihm den Text jenes Zeugnisses übersetzte. Nichtsdestoweniger behielt er es als Andenken an den sonst so freundlichen Master, wie er sagte.

Ich habe nie bereut, Sammi in meine Dienste genommen zu haben. Es ist wahr, er log und stahl wie alle christlichen Diener, aber mit solch einer Herzensgemüthlichkeit, daß man ihm nicht böse sein konnte, und — was ich über alles schätzte — er legte sich nie, meine Zigarren rauchend, mit schmutzigen Schuhen in mein Bett, während ich im Collegen meines Amtes waltete. Sammi hatte einst im Basar ein altes Gewehr erstanden; wie er trotz des strengen Gesetzes über den Kauf und Verkauf von Waffen dazu gekommen war, weiß ich nicht. Bei jeder Reise nahm er es nun mit, ohne daß ich je eine Frucht dieser Mühe zu Gesicht bekommen hätte. Man mußte wenigstens zwanzig Meter rechts oder links vom Gegenstand halten, um eine schwache Hoffnung nähren zu können, daß die Kugel zu ihrem Ziel käme. Doch Sammi war stolz auf sein „Gun“¹⁾.

¹⁾ Gewehr.

Wir standen damals vor der äußersten Not, dennoch widerstrebte es mir, ein Tier zu töten, um meinen Hunger zu stillen. Aber unsere Lebensmittel waren so knapp geworden, daß ich wohl oder übel meinem Sammi, der vor Begierde danach brannte, die Erlaubnis zum Jagen geben mußte. Drei Tage strichen wir nun schon als wilde Jäger in der herrlichen Landschaft umher, ohne ein Stück Wild zur Strecke bringen zu können. Wir lebten von nichts anderem mehr, als von einem wenig Dhal¹⁾. Am dritten Abend — ich hatte gerade in einer versteckten Bucht des Flusses im kühlen Schatten einer riesigen Banyane gebadet — kam ich an unsere Lagerstelle zurück. Sie war so einfach, wie man es sich nur denken kann, denn selbst das kleine Zelt, das ich sonst fast immer mit mir nahm, hatte ich zu Hause gelassen. Etwas abseits stand der Ochsenwagen, die Tiere waren mit einem langen Stricke an eine Saugwurzel des Baumes gebunden und kauten friedlich und um unsere Not unbekümmert an den Garbi-Stangen, die Sammi als Abendmahlzeit vor sie hingestreut hatte. Schon von weitem fiel mir auf, daß das Gesicht meines Dieners in heller Freude strahlte, und in der That, als ich auf ihn zutrat, rief er mir glückstrahlend

¹⁾ Linsen.

entgegen, daß er einen Hasen geschossen habe. Einen Schuß hatte ich wohl etwa eine Stunde vorher gehört; doch Sammi schoß so oft, ohne etwas zu treffen, daß ich auch dieses Mal keine Hoffnung gefaßt hatte. Als er aber mir das zerlegte Fleisch im irdenen Topf zeigte, da mußte ich meinen Augen glauben, und, froher Hoffnung voll, setzte ich mich an das Lagerfeuer.

Die Sonne war schon untergegangen, die blauen Schleier der Nacht senkten sich auf die Erde. Träumend sah ich in das Knistern und Flackern der Flamme vor mir, während der Duft des Bratens mich mit Behagen und Sehnsucht erfüllte. Plötzlich bemerkte ich, wie ein Affe beständig die Stelle umkreiste, wo mein Diener saß und die Abendmahlzeit bereitete. Auch er hatte das Tier gesehen und blickte ab und an — mir schien wie verstoßen — zu mir herüber. Wenn das Tier zu nahe an das Feuer kroch, nahm mein Diener aus dem flammenden Haufen ein Scheit oder einen Stein und warf ihn nach dem Affen, ihn und alle seine Ahnen verfluchend. Dann entfernte sich das Tier auf zehn oder fünfzehn Meter, kam aber nach kurzer Zeit wieder in die Nähe des Feuers. Dabei unterhielt Sammi sich mit mir so lebhaft, wie er sonst während seiner Arbeit nicht zu tun pflegte; es war, als versuchte er meine Aufmerksamkeit von dem Treiben zwischen ihm und dem Tier abzulenken.

Endlich war die Mahlzeit zubereitet. Den Topf zwischen zwei Holzscheiten tragend, kam er zu mir herüber. Nachdem ich meinen Teil auf meinen Teller gelegt hatte, ging er, sich mit dem Rest etwas abseits setzend, um ebenfalls zu speisen. Aber immerfort mußte er das zudringliche Tier mit Steinwürfen verscheuchen. Es war so auffallend, daß ich ihn fragte, was es wohl zu bedeuten habe. Er antwortete mit Ausflüchten, und ich gab mich zufrieden, denn ich war hungrig, und das Fleisch mundete köstlich. Als das Essen vorüber war und wir am Feuer beieinander saßen und wie immer auf unseren Reisen mit halblauter Stimme von dem und jenem plauderten, von unserer Heimat, von denen, die wir zurückgelassen hatten in der Stadt, kreiste immer noch das Tier um die hellflackernde Flamme, als suche es jemanden.

In dieser Nacht fand ich keine Ruhe; etwas wie Angst kam über mich. Ich lag da mit offenen Augen und schaute hinaus auf den sternensüßeren Baldachin des Nachthimmels. Auch Cammi schließ nicht; ab und zu erhob er sich, nahm eines der brennenden Scheite aus dem Feuer und warf es nach dem Tier — so nahte der Morgen mit seinen kühlen Winden. Die Ochsen wurden an den Wagen gespannt, und wir verließen den Ort, nachdem wir beschlossen hatten, dem Flusse nordwärts zu folgen,

bis wir zu einem Dorf kämen. Ich liebte es, allein durch den Dschungel zu wandern, und hat darum Sammi, mit dem Wagen voranzufahren. Ich wollte noch einmal an jener stillen, von dufendem Gesträuch umgebenen Bucht haben und ihn dann später treffen. Der Wagen war schon in einer Senkung des Bodens meinen Blicken entschwunden, als ich dem Wasser entstieg. Es fiel mir auf, daß dort, wo Sammi am Abend vorher gekocht hatte, eine Erhöhung war, die mit Steinen, Dornen und frischer Erde zugedeckt war. Es sah aus wie eines jener Gräber, das die armen Dorfbewohner für ihre Toten herrichten, und merkwürdigerweise war der Affe dort an jenem Hügel und scharrte mit seinen Pfoten zwischen den Dornen und Steinen, als gälte es, einen Schatz der Erde zu entreißen. Er schob die großen Steine beiseite mit einer Kraft, die ich in dem Affen nie vermutet hätte, hob sie hoch und legte sie zur Seite des Erdhügels. Mein Nähen störte ihn nicht. Unermüdlich scharrte er weiter, blickte aber fortwährend von seiner Arbeit auf zu mir hin. Da ging ich hin, legte meine Tasche, meine Wasserschale und den Bambusstab auf den Boden, und nun arbeiteten wir zu zweit, um seinen Schatz und sein Geheimnis an das Licht der Erde zu fördern. Manchmal stachen die zolllangen Dornen das Tier in den Leib, und rofe

Bluttropfen fielen auf die sonnengebräunten Steine hernieder. Die zarten Finger sahen aus wie blutige Klumpen. Als ich ihn mir gegenüber auf der andern Seite des Hügels so arbeiten sah, da stieg vor meinem Auge das Bild der aussätzigen Frau wieder auf, die mit abgefaulten Armstumpfen Dornen und Steine schichtete über das Grab ihres von der Pest dahingerafften Kindes.

Ich versuchte das Tier vom Hügel zu vertreiben, damit es sich nicht weiter bei dieser Arbeit verlege. Aber wenn ich meine Hand erhob, um es beiseitezuschieben, bleckte es mir die Zähne entgegen, als wenn es mich beißen wollte, und dabei lag in seinen Augen der Ausdruck tiefen Kummers. So beeilte ich mich, den Unrat zu entfernen, um der Marter schneller ein Ende zu machen.

Auf einmal stieß das Tier einen Schrei aus, der Freude und Jammers zugleich. Unter einem Stein hervor schaute eine Affenpfote; nun wußte ich um das Geheimnis, wußte, welches grauenvolles Mahl ich am Abend vorher zu mir genommen hatte. Noch einige Augenblicke, und das ganze blutige Fell war von der Last über ihm befreit. Mir bot sich nun ein Bild, das in meinem Herzen eingegraben bleiben wird für die Zeit meines Lebens. Mit einem Klage laut, so menschlich, furchtbar, leidensvoll, daß es mein Innerstes erschauern machte,

riß das Tier das blutige Fell, an dem der Kopf mit den starren Todesaugen noch hing, an sich, preßte es mit beiden Armen fest an seine Brust, als wollte er nie mehr davon lassen. Dann wandte es sich von mir ab und ging in den Dschungel hinein, manchmal stillstehend, sich neben das ausgebreitete Fell auf den Boden werfend und den Kopf des toten Gefährten in allen Lauten des Schmerzes mit Küssen bedeckend und an sich drückend. Wie ein Mörder kam ich mir vor. Noch einmal kehrte der Affe sich um, das Fell an seine Brust gedrückt, aufrechtstehend, wehmütig mich anblickend, und dann ging er mit langsamen Schritten von dannen, einer Baumgruppe zu und barg sich in den Ästen einer dunkelgrünen *Ficos Bengalensis*.

Ich folgte der Fährte unseres Wagens und traf etwa nach zwei Stunden mit Sammi zusammen. Es war das erste und auch das letzte Mal, daß ich einen Diener schlug. Aber was halfen nun die Schläge? Um uns war ein wunderbarer Morgen, voll Leben und Schönheit, aber ich hatte keinen Sinn dafür, ich sah nur jenen Affen, der mit blutigen Händen die Überreste seines Lebensgefährten unter den Dornen hervorholte; und ein Würgen erfaßte mich in der Kehle, als sollte ich weinen.

III.

Als ich zum erstenmal hörte, daß der große Tod in die Stadt N. seinen Einzug gehalten hatte, waren ihm erst fünf Menschen zum Opfer gefallen. Aber innerhalb einer Woche hatte die Pest im Eingeborenenviertel Zehntausende dahingerafft, und wenn ich am Tage durch die engen Straßen dieses Viertels ging, um zu helfen oder wenigstens die verlassenen Kinder verstorbenen Eltern um mich zu sammeln, damit sie dem dortigen „weißen Haus“ überliefert werden könnten, begegnete ich verstörter dumpfer Verzweiflung vergehender Menschen. Die meisten Häuser standen leer, die Türen waren offen, man konnte von der Straße in das Innere der armseligen Hütten, wie auch in die Häuser Bemittelter hineinschauen. Der Schreck und die Furcht vor dem Tode hatte die Lebenden hinausgetrieben aus der Stadt. Wer Geld besaß, versuchte mit der Eisenbahn fortzukommen; doch die Behörden hatten strenge Maßregeln ergriffen. An kleineren Zweigstationen mußten die Fahrgäste die Züge verlassen und sich einer Untersuchung durch den Eisenbahnarzt unterwerfen. Viele blieben zurück und wurden trotz Jammern und Flehen in die Quarantäne gebracht. Wer den Keim der todbringenden Krankheit noch nicht in sich trug, erlag der Angst

vor ihr. Nacht für Nacht gingen die Menschen in Prozessionen zu den Heiligtümern der Stadt; sie trugen Fackeln und Räucherkerzen und Blumen auf irdenen oder kostbaren Tellern. Zum Sternenhimmel hinauf drang das Flehen der Armen um Rettung und Befreiung, aber in grausamer Wollust wüthete die Todesgöttin unter den Lebenden fort. Umsonst waren alle Bitten der Menschen, umsonst ihre Opfer, umsonst die Gebete der Priester in den hell erleuchteten Tempeln vor den Bildern der Gottheiten. Innerhalb dreier Wochen hatte die Pest 60000 Menschen ergriffen und in wenigen Stunden aus blühendem Leben in die Schattenwelt hinübergetragen.

Tag und Nacht arbeitete ich mit vielen andern im Eingeborenenviertel, aber unser Streben war nicht mehr, der Krankheit Einhalt zu gebieten, sondern nur noch, die Gesunden, hauptsächlich die hilflosen Kinder, ihren grausamen Armen zu entreißen.

Etwa eine halbe Meile auf der andern Seite des Eingeborenenviertels befand sich der Lal Bagh, halb Park, halb Zoologischer Garten; auch dort hatte die Pest Fuß gefaßt. Innerhalb weniger Tage fielen ihr fast alle Tiere zum Opfer, die schillernden Papageien und farbenprächtigen Pfauen, die Tiger und Leoparden, die Hirsche und Rehe. Zuletzt war die Krankheit in die Affenabteilung gedrungen. Fast

jeden Morgen, kurz nach sechs Uhr, ging ich in den Lal Bagh, den der Fürst von N. mit den schönsten Bäumen und duftenden Blumen geschmückt hatte. Am frühen Morgen, wenn der demantene Tau noch auf den Blättern lag, war es eine Lust, unter den herrlichen Bäumen und zwischen den wohlriechenden Blütensträuchern dahinzugehen.

Einige Monate vor Ausbruch der Pest hatte der Rajah von einem Freunde ein Schimpansenpaar als Geschenk erhalten. Der Bau, in welchem die beiden untergebracht waren, schimmerte noch im neuen Weiß. Es waren zwei außergewöhnlich intelligente Tiere, und es dauerte nicht lange, so entspann sich eine Art von Freundschaft zwischen ihnen und mir. Was mich immer am meisten rührte, war die treue Sorgfalt des Männchens um das Weibchen. Fast nie gestattete er seinem „Ehegespons“ selbst, die mitgebrachten Gaben am Käfiggitter in Empfang zu nehmen, sondern er trug sie zu ihr in die Ecke des Käfigs, wo das Weibchen beständig auf einer Wolldecke saß. Wenn der Morgen besonders kühl war, faltete sie die Decke auseinander und hüllte sich darein wie in einen Schal. Das Männchen war ihr dabei behilflich wie ein galanter Cavalier.

Eines Morgens, als ich in den Garten kam, war die Tür verschlossen, und der herbeigerufene

Türhüter sagte mir, daß dies auf Befehl des Fürsten geschehen wäre, da die Pest in die anderen Tierabteilungen eingedrungen sei. Da er aber wußte, daß ich ein Freund seines Herrn war, brauchte es nicht vieler Worte, um mir in den Garten Einlaß zu verschaffen. Mein erster Besuch galt meinen Freunden, dem Schimpansenpaar, und zu meinem Schmerze sah ich, daß das Weibchen krank in der Ecke, eingehüllt in seine Decke, lag. Wenn ich je ein Muster ehelicher Liebe und Hingebung vor Augen gehabt, so war es an diesem Affenkäfig. Umsonst war mein Rufen und Locken; die mitgebrachte Banane beachtete das Männchen kaum. Früher konnte der Wärter, wie ein guter Freund, im Käfig aus- und eingehen, und die Tiere spazierten an seiner Hand herum; nun aber wider setzte sich der Schimpanse jedem Versuch des Mannes, der erkrankten Gefährtin nahezu kommen, und wies selbst für sich jede Nahrung ab, nur die Milch, die hereingestellt wurde, brachte er der Leidenden. Wie eine Mutter ihr krankes Kind beim Sitzen stützt, so legte der Affe seinen Arm um den Hals des Weibchens und hob es empor. Nur ab und zu nahm er das Bündel, in dem die Kranke lag, auf seinen Schoß, und legte das fiebernde Haupt an seine Wange, leise wimmernd und stöhnend. In der Mitte des Zwingers befand sich

eine Art Schaukel, die von der Decke herunterhing und den beiden Tieren zur Belustigung und zur Bewegung diente. Als das Weibchen gar nicht mehr auf seine Liebkosungen antworten wollte, griff er zu einem letzten Mittel: er hob sie empor, kletterte mühsam auf das Brett der Schaukel und schaukelte sanft die Leidende hin und her, wie eine Mutter ihr Kindlein in den Schlaf wiegt.

Den ganzen Tag verbrachte ich dort und verfolgte mit meinen Augen den Ausgang der Tragödie. Als die Nacht heraufkam, begann das Weibchen Laute des Schmerzes von sich zu geben, manchmal laut aufschreiend, dann wieder leise wimmernd und um sich schlagend wie im Delirium. Jeder Laut des Leidens hallte wider im Herzen des Gefährten, er wußte nicht, was tun, um die Schmerzen, die er ahnte, zu lindern. Da war mir auf einmal, als sähe ich Tränen im Auge des Schimpanse. Das kranke Tier wurde ruhiger und ruhiger. Die Schatten des Todes legten sich über die Kranke, und endlich — der Wärter hatte eine Karbidlampe vor den Käfig gestellt — sah ich ein letztes Dehnen und Strecken der Glieder. Dann war der Kampf vorüber — das Tier hatte ausgelitten. Nun versuchte der Wärter hineinzugehen in den Käfig, um die Leiche zu entfernen. Aber umsonst waren alle Versuche mit Milde und Gewalt.

So mußten die zwei, die Tote und der Lebendige, für die Nacht zusammenbleiben.

Ich ging nach Hause. Die Nacht war sternklar; von drüben her, vom Eingeborenenviertel, hörte ich wieder die klagenden Rufe bedender Menschen an den Altären und in den Tempeln, und der Wind trug den Geruch brennender Leichen und Räucherkerzen herüber zu mir. Noch nie hatte ich mich so ganz umfaßt gefühlt von Todesahnung wie in jener Nacht, als ich vom Zoologischen Garten auf der öden, staubigen Landstraße, die im Lichte der Sterne weiß schimmerte, nach Hause ging.

Am andern Morgen war auch das Männchen erkrankt, und am folgenden trug der Wärter zwei Leichen aus dem Zwinger und verscharrte sie in einer Ecke des Gartens unter einer blühenden Sykamore.

Erinnerungen an Malabar.

1. Tellichery.

Die Perle Indiens, das von Palmen wunderbar umkränzte Malabar, liegt an der Westküste. Im Hintergrund erheben sich in tausend Meilen langer Kette, wie eine Riesentreppe steilaufsteigend zur Hochebene Indiens, die zerklüfteten wilden Ghats. Ein Land, in der Anmut seiner Landschaft wie seiner Menschen ganz verschieden vom übrigen Indien.

Wohl das schönste Stückchen Erde an der Malabarküste ist das Städtchen Tellichery, herrlich in der Morgenfrühe, wenn das Meer in den ersten Strahlen der Sonne aufschimmert und vor dem geheimnisvoll dunklen Blau der Berge der zarte Rauch aus den Häusern hinter den dichten Palmenhainen hinaufkräuselt in den blaßblauen Himmel; herrlich in der Nacht, wenn das Firmament bespannt ist mit dem schimmernden Sternenhaldachin und die weite See im Meerleuchten erstrahlt wie Opal und Diamanten; am herrlichsten, wenn des Vollmonds blutrote Scheibe hinter den Palmen emporsteigt wie ein Flammenopfer, das die Erde dem Himmel darbringt, indes die Schatten-

riffe der Berge schwarzzackig in den Himmel hinein schneiden und das Meer schweigend liegt in der Unendlichkeit seiner ewigen, leuchtenden Flut.

Sellichery ist eine Stadt von etwa 60000 Einwohnern, mit drei Zeitungen, einem Gericht, vielen Schulen und — im Verhältnis zu den anderen Städten Malabars — vielen Kirchen. Von meiner Wohnung aus ging ich täglich, nachdem der Pedell die Tore des College geschlossen hatte, ans Meer, vorbei am palmenüberdachten Krankenhaus, am Klub der wenigen Europäer, schließlich quer über den großen Spielplatz, den Maidan, auf dem sich jeden Abend die ganze Schuljugend zu Fußball oder Hockey versammelt. Im Süden wird er begrenzt vom idyllisch gelegenen, alten mohammedanischen Friedhof, dessen blau getünchte Mauern und schneeweiße Gräber sich prächtig abheben vom Grün der Bäume und dem Dunkelrot der Häuser im Hintergrund. Im Norden lehnt es sich an die alte, jetzt verfallene Weste aus der Zeit der ostindischen Compagnie, zu deren gewaltigen Resten verwitterte Stufen, in den Fels gehauen, vom Meere emporführen. Oben breitet sich eine Art freie Plattform aus, auf deren im mächtigen Viereck dem Meere zugewandter Seite steinerne Bänke stehen.

Wenn der Abend seine ersten Schleier um die Stadt webt, verlassen die jungen Schüler und

Studenten den Maidan; auf den altersschwarzen Blöcken der Stufen malerisch gruppiert sitzen sie dann in bunten Gruppen, plaudernd oder schweigend dem heimlichen Raunen oder dumpfen Brausen und donnernden Krachen der Wogen lauschend. Kommt einmal eine besonders hohe Sturzwelle und übersprüht sie mit ihrem schneeigen Gischt, so flüchten sie sich lachend und scherzend zur sicheren Höhe des Vorplatzes. Stets aufs neue fesselt der Blick dort oben die Aussicht auf das weite Meer, wo Möwen aus den Fluten in das Licht der Abendsonne empor-tauchen oder Scharen aufgeschreckter Fische vor dem Mörder des Meeres, dem Haifisch, Schutz suchen in den Buchten der Küste.

Die kleinen Einbäume und Ruderboote kehren vollbeladen mit ihrer lebendigen Fracht langsam in das Fischerdorf zurück, das zur Linken der Ruine liegt. Hier dehnt sich ein langer, sandiger Strand, zu gewissen Jahreszeiten fußhoch bedeckt mit Sardinen, die der betriebsame Japaner mit Fischdampfern abholt, um sie daheim als Dünger zu verwenden. Der erfinderische Geist einiger Malabar-Kapitalisten aber ist auf den Gedanken gekommen, die Fischlein in Büchsen als Nahrungsmittel nach Europa zu verkaufen.

Oft saßen wir da, meine Schüler und ich, in vertrautem Plaudern. Manchmal, wenn in stiller

Nacht ein Freund noch zu mir aufs Zimmer gekommen war mit irgend etwas, das seine Seele bedrückte, dann löschte ich wohl die Lampe auf meinem Arbeitstisch, und wir gingen durch die menschenleere Straße über den Spielplatz, wo die Schakale schon ihr unheimliches heiseres Bellen in die Nacht hinausklagten und stiegen zu meiner Bank empor, die unter den Vertrauten im Laufe der Zeit den Namen „Beichtstuhl“ erhielt.

Anmutig liegt die Stadt und ihre Umgebung da mit ihren gartengeschmückten Häusern und Hütten, ein Zauber ruht hier selbst über den ärmsten Stadtteilen, dort, wo die Magazine und Faktoreien der europäischen Kaufleute, in sich den Reichtum Malabars, wohlduftendes Sandelholz, Kaffee, Tee, Kakao und die köstlichen Gewürze der Westküste bergend, die armen Gärten verdrängt haben. Während die Arbeiterviertel der nordischen Städte einen trostlosen Anblick bieten in der Eintönigkeit ihrer erdgrauen Häuser, ist in Sellochery auch die Hütte des Ärmsten von grünen Schlingpflanzen umrankt oder von Palmen überdacht.

Die Häuser der Begüterten stehen inmitten eines Hofes wie Pfahlbauten über der Erde, und wer von der Straße aus das Haus betreten will, muß zwei oder drei Stufen emporsteigen. Dadurch sollen fremde Tiere, besonders Ziegen, ferngehalten werden, vor allem aber

kann während der dreimonatlichen Regenzeit das Wasser nicht so leicht ins Innere dringen. Rings um das Haus läuft eine Veranda, auf der die Leute schlafen. Palmen in allen Größen umgeben das Gebäude, und oft ziert noch ein kleines Gärtchen seine Front.

Die Menschen hier sind wohl die schönsten, die ich in Indien getroffen habe, obwohl die Mehrzahl der Einwohner ursprünglich der niedrigsten Kaste, der der Palmenbauern, angehörte. Nirgends fand ich solch hohe Reinlichkeit wieder wie hier. Das Hüftentuch ist stets von blendender Weiße, und wie der Lhar es trägt, sieht es aus, als hätte er einen weißen Rock an. Den Oberkörper bedeckt ein weißes tunikaähnliches Hemd oder, was viel weniger gefällig aussieht, die recht und schlechte Nachahmung eines europäischen Jacketts. Die Haare sind zu einem Knoten geflochten, der oft, wie bei den Singhalesen, mit einem großen Kamme geschmückt wird, so daß, wenn der Lhar ohne Turban oder andere Kopfbedeckung geht, man eine Frau vor sich zu haben glaubt. Die Augen stehen groß und glänzend in dem feinen blaßgelben Gesicht, das selbst bei den Ärmsten etwas eigen Zartes, fast mädchenhaft Weiches an sich hat, der Gang ist elastisch, nie übereilt, stets würdevoll und ruhig, und ebenso klingt auch die sanfte, wohltonende Mundart, die hier an der Malabarküste gesprochen wird.

2. Mon sun.

Wie ein Zauberwort wirkt dies Wort auf Indiens Millionen Menschen. Wochen vorher schon bringen die Zeitungen telegraphische Nachrichten über den Tag und, wenn die Zeit näherrückt, über die Stunde seines Erscheinens. Jahr für Jahr erfaßt die Menge dieselbe gespannte Erwartung nach den ersten schwarzen Wolken am Himmel, den Vorboten der Regenzeit. Nirgends war dies Schauspiel so gewaltig wie in Malabar. Tag und Stunde war auf das genaueste angekündigt; doch schon eine Woche vorher konnte man an der Küste außerhalb der Stadt jeden Abend dichte Scharen sehen, die erwartungsvoll nach der Richtung schauten, aus der die ersten Wolkenfetzen kommen sollten.

Selbst die Spiele auf dem Maidan wurden vergessen. Schüler, alte Männer, kleine Kinder mit ihren Müttern, alle waren sie auf dem Platze um die alte Ruine versammelt. Die Stufen der Treppe waren dicht besetzt. Endlich nahte der Tag. Blutrot war die Sonne ins Meer gesunken, noch einmal seinen Rand mit leuchtenden Flammen kränzend. Da war es, als tauchten aus dem Dzean am Horizont schwarze Wolkenkämme auf, immer höher in den Himmel steigend, immer dunkler und schwärzer werdend, nun undurchdringlich: „Der Mon sun! — —

Der Monsun! — —“ ging es von Mund zu Mund.

Die schwarze Mauer, die von einem Ende des Meeresrandes bis zum andern sich erstreckte, schwoll immer mächtiger an. Der oberste Saum war noch ein wenig beleuchtet von der Flamme der versunkenen Sonne, dann war nichts mehr da als jene schwarze Mauer, die, wie sie zunahm an Größe, auch näher und näher rückte. Wer eine Uhr hatte, zog sie heraus, um die Zeit zu berechnen, die sie brauchen würde bis zu ihrer Ankunft an der Küste. Das Firmament verdüsterte sich, Dunkelheit lag über dem Land, die Luft wurde schwer; der Rauch, der vorher aus den Kaminen gerade emporgestiegen war, drückte sich um die Hütten herum und mit jeder Minute, die das schwarze Gewölk der Küste sich nahte, wurde er dichter zur Erde gedrängt, so daß es gegen die Stadt hin aus sah, als lagere ein breites Nebelmeer über dem Boden. Innerhalb einer halben Stunde war über dem Meer eine schwarze Wand, während auf der andern Seite, gegen Osten scharf abgegrenzt, der Himmel noch klar und blau, mit funkelnden Sternen übersät, schimmerte. Nun stand der Monsun direkt über der Küste. Die Menschen beeilten sich, in ihre Hütten und Wohnungen zu kommen. In der nächsten Minute mußten die Regenschauer vom Himmel herniederrauschen. Während alles noch lachend und

freudestrahlend über den Maidan lief, kam auch schon der erste Guß wie ein Gießbach schnurgerade auf die ausgetrocknete Erde hernieder.

Sobald der Monsun seine ersten Regenschauer auf die Erde sendet, bekommt das ganze Land ein anderes Gesicht. Wo der Boden am Tage vorher gelb und dürr ausgetrocknet war, breitet sich schon nach zwei Tagen frisches Grün, und innerhalb einer Woche sprießen überall Blumen hervor. Das Gras wächst mit einer Schnelligkeit, daß man fast glaubt, es wachsen zu sehen. Die Straßen und Wege, selbst die von der Regierung gut gepflegten, die am Tage vorher noch meterlange Risse zeigten, hat der unaufhörlich strömende Regen wieder zusammengeschmolzen. Dampf strömt von der Erde aus, als gösse ein Mensch Wasser auf einen erhitzten Stein, und der Rauch findet seinen Weg nicht zum Himmel, sondern kriecht unter der schweren Regenschicht, die über ihm liegt, am Boden entlang. Die Straßen sind leer, und die Menschen kauern unter den Vordächern ihrer Hütten und unterhalten sich über die wahrscheinliche Dauer der Regenzeit, über Saat und kommende glückliche Ernte. Einen sonderbaren Anblick gewährt es, wenn die Leute eilig über die Straße huschen; ihre langen Hüfttücher, die sonst wie Röcke aussehen, sind hochgezogen bis zu den Lenden, und ängstlich bergen sie sich unter ihren Regenschirmen

von Palmenblättern. Die Flüsse und Bäche, alle Felder und Äcker und Gärten sind überschwemmt, man könnte glauben, die ganze Stadt wäre eine Siedlung von Pfahlbauten.

Der Monsun ist die Erntezeit für die Kaste der Chapper-Bhands¹⁾. Wenn die schweren Regenschauer Tag und Nacht auf die breiten Blätter der Palmen um das Haus herum niederplätschern, ist es unmöglich, das Nahen eines Menschen zu hören. Dann üben sie ihr Handwerk fast gefahrlos aus. Ein Chapper-Bhand, mit dem ich mich einst angefreundet hatte, erzählte mir, wie die Kaste bei ihrer Arbeit vorgeht. Etwa zehn Männer ziehen aus zu ihrem bestimmten Ziel. Vorher wird durch das Los bestimmt, wer als erster das Haus des zu Bestehenden betreten soll. Dann bohren sie ein Loch in eine Wand des Hauses (was nicht schwer ist, weil fast alle Bangalos aus weichen, ungebrannten Backsteinen gebaut sind), groß genug, um einen Mann hineinschlüpfen zu lassen. Niemals betritt ein Chapper-Bhand, der irgendwo einbrechen will, das Haus durch die Thür. Der Ausgeloste wird von den andern mit den Füßen voran in die Öffnung hineingeschoben. Verrät irgendein Geräusch im Hause, daß die Bewohner den Einbruch entdeckt haben, so schneiden

¹⁾ Einbrecher.

die draußen stehenden Kameraden ihm ohne Umstände den Kopf ab; denn nur bei einem Toten ist man sicher, daß er nichts verrät.

Ich entsinne mich einer Nacht, da der Regen in Strömen niedergoß, rauschend wie ein Wasserfall, der eine Schlucht hinunterstürzt. Trotzdem glaubte ich ein Geräusch gehört zu haben, das mir verdächtig schien. Ich lag in meinem Schlafzimmer und erhob mich, um im nächsten Zimmer, das mein Arbeitsraum war, ein Licht anzuzünden. Wie ich auf die Schwelle der Tür zwischen beiden Zimmern trat, stolperte ich über einen Menschen, und beim Fallen fühlte ich eine nackte ölgeschmierte Haut. Die Chapper-Bhands entblößen sich beim Einbruch in ein Haus vollständig und reiben ihren Leib mit Öl ein, um ihn unanfaßbar zu machen. Ich rief um Hilfe, stand auf, und fühlte im gleichen Moment einen Körper an mir vorbeihuschen. Als die Diener nach wenigen Minuten kamen, war niemand mehr zu sehen, aber das Loch in der Mauer meines Arbeitszimmers bewies mir zur Genüge, daß ich nur zufällig einem Diebstahl entgangen war.

3. K u m a r a n.

Ein Charakterbild aus dem neuindischen Studentenleben.

Vor wenig Jahren noch besaßen die Kollegs und Schulen in Malabar keine Unterkunft für die vielen Zöglinge, die vom Lande in die Stadt kommen, um

sich die Wissenschaft des Abendlandes anzueignen; so waren diese gezwungen, irgendwo in der Stadt in ärmlichen Kosthäusern zu wohnen, oft genug in Häusern übelsten Rufes. Manchen kranken Schüler habe ich besuchen müssen, und das Herz krampfte sich zusammen beim Anblick der Armut, in der sie lebten und arbeiteten. Ich fand sie bis zu zehn, ja fünfzehn Menschen in einem kleinen, schlecht gelüfteten Raum hausend; unter ihnen Kameraden, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren. Kleine, schwelende Öllampen standen auf dem Boden, weder Tisch noch Bank war da; in der Ecke in eine Bambusmatte zusammengerollt lag das Bett, bestehend aus einem abgenutzten Kissen und einer Wolldecke. Diese Studentenkosthäuser waren die Brutstätten der Tuberkulose¹⁾.

Auf einer meiner gewohnten nächtlichen Streifzüge traf ich einmal einen meiner Schüler, der sich müde an die Lehmmauer einer Hütte lehnte, das Kollegheft in der Hand, aus dem er das Pensum für den morgigen Tag vorbereitete. Es war in

¹⁾ Inzwischen haben sich in Indien die Verhältnisse in dieser Beziehung gebessert. Damals aber glaubte ich, daß auf Gottes weiter Welt der indische Student das bedauerndwerteste Geschöpf sei; die drei letzten Jahre in der Heimat jedoch haben mir bewiesen, daß zwischen ihm und dem deutschen Studenten, der nicht aus sehr begüterten Kreisen stammt, kein großer Unterschied mehr besteht.

einer der dunkelsten Gassen des Fischerviertels; die Laterne ließ, statt das Dunkel zu erhellen, die Todes-
traurigkeit der Gegend nur noch stärker hervortreten.
Kumaran, so hieß der Student, hatte zur Straßen-
laterne, wie ich nun erfuhr, seine Zuflucht genom-
men, weil einer seiner drei Stubenkameraden, der
schon wochenlang am Fieber darniederlag, erst spät
eingeschlafen war, und er, der ihn mit brüderlicher
Liebe pflegte, seinen Schlaf nicht stören wollte.
Doch seine Arbeit durfte nicht leiden, denn seine
Eltern waren arm und warteten, wie er selbst, mit
Ungeduld auf die erfolgreiche Prüfung.

Er bat mich, ihn zu seinem kranken Freunde zu
begleiten, der wahrscheinlich schon wieder wach sei;
denn es ginge ihm schlecht. Durch die dunkeln
Gassen, in denen kein Mensch mehr zu sehen war,
als ab und zu ein Nachtwächter mit einer fahlen
Öllampe und dem langen Bambusstab, gingen wir
zu Kumarans Kameraden. Als wir, gebückt durch
die niedere Tür schlüpfend, den Raum betraten,
wälzte sich der Kranke in erhöhtem Fieber unruhig
hin und her. Die zwei andern lagen dicht neben-
einander, in ihre dünnen Decken eingewickelt an der
andern Wand der Hütte; nur ein müde flackerndes
Lämpchen beleuchtete zur Not den Raum.

Flüsternd erzählte mir Kumaran die Geschichte
seines Freundes, die ich später ähnlich noch zweimal

miterlebte. Er gehörte zur Priesterkaste der Brahminen und bestritt, wie viele seinesgleichen, die Kosten des Studiums dadurch, daß er gegen geringes Entgelt bei Hochzeiten und Bestattungen die priesterlichen Funktionen verrichtete. Der Kranke war — so erzählte mir Kumaran, und der Fiebernde bestätigte es mit schwachem Kopfnicken — in den vergangenen Ferien zur Hochzeit bei einer Thugfamilie südlich von Kalikut gebeten worden.

Es ist den Kennern des Landes wohlbekannt, daß heute noch die Thugs- oder Würgerkaste besteht, gegen die einst zur Zeit der großen Empörung von seiten der englischen Regierung die strengsten Maßregelungen ergriffen worden waren. Die Mitglieder dieser Kaste machen aus ihrer Zugehörigkeit zu ihr kein Hehl, wenn sie auch jede Ausübung ihres grauenhaften Gewerbes in Abrede stellen. Tatsächlich bringen sie noch heute der Todesgöttin Kali ihre Opfer dar, nur hat die Art des Tötens sich geändert: statt des plötzlichen, gewaltsamen Mordes durch den Strang oder Dolch greifen sie zum langsam, aber sicher wirkenden Gift. Oft bringen sie ihrem Opfer ein Gift bei, das erst nach Monaten wirkt, wie z. B. die Fasern des Bambus, die, fein geschnitten, in die Speisen gemischt werden. Die fast unsichtbaren Splitter dringen in die Gedärme ein, verursachen langsame Vereiterung und rufen unfehl-

bar den Tod hervor. Die Unmöglichkeit, festzustellen, an welchem Tage und bei welcher Gelegenheit der Mensch vergiftet wurde, sichert die Mörder vor Verfolgung und Strafe. Hätte nicht einst mein treuer Diener rechtzeitig eingegriffen, so wäre ich selbst in einem Dorfe des Nimarbezirkes ein Opfer der Göttin Kali geworden.

Wohl hatten die Einwohner des Dorfes den jungen Mann gewarnt, aber er war arm; die wenigen Rupien, die ihm als Lohn für sein priesterliches Amt geboten wurden, reichten wieder zur Bezahlung der Kollegelder für das nächste Semester, und er glaubte an den Schutz seiner Götter. Wenige Wochen nachher fing er an zu kränkeln; der Magen wollte auch die leichteste Nahrung nicht mehr vertragen, zuletzt stellte sich Erbrechen und Fieber ein. Er war überzeugt, vergiftet worden zu sein.

Ich versprach, am andern Morgen wiederzukommen und verließ das Haus. Als ich hinaus trat in das Dunkel der Nacht, folgte mir Kumaran und bat, mich ein Stück begleiten zu dürfen. Kumaran hatte schon früher mein ganzes Herz gewonnen. Vor einem halben Jahre noch war er in einer andern Schule gewesen. Eines Abends, als ich mit einigen meiner Schüler in der Veranda saß, plaudernd über dies und jenes, brachte ihn ein Schüler meiner Klasse mit. Dann sahen wir uns

fast jeden Tag, entweder am Abend, wenn die Sonne mit ihren Gluthen das Meer übergieß, oder tagsüber auf dem Spielplatz. Als das Schuljahr vorbei war, siedelte er zu uns über und wohnte eine Zeitlang in unserm Internate. Sobald aber sein Freund erkrankte, mit dem er von Mahé, der idyllischen kleinen Kolonie Frankreichs, nach Telli-chery gekommen war, bat er mich, das Internat verlassen zu dürfen, um in der Nähe des Freundes zu leben. Nun trafen wir uns seltener, denn die doppelte Arbeit, das Studium und die Pflege des Kranken Freundes, nahmen seine Zeit ganz in Anspruch. Nur ab und zu war er noch bei mir in später Abendstunde erschienen.

Der Besuch bei seinem Freunde hatte mich so ergriffen, daß ich noch nicht nach Hause gehen wollte. Wir schlugen den Weg ein nach dem Friedhof der Europäer, jener Landspitze, die, umsäumt von schlanken Palmen, rings bespült wird von den Wogen des Meeres.

Das Thor stand offen, und wir traten ein. Plötzlich teilten sich die dichten Wolken am Himmel wie ein Vorhang vor einer Riesenbühne und ließen das reine Mondlicht herniederfluten. Die Gräber, uralt, mit weißem Kalk überstrichen, von schwer duftenden Sträuchern überwuchert, schimmerten hell. Viel könnten jene Ruhestätten in Telli-chery erzählen

von Abenteuer, von Bildern der Hoffnung, von Lust und Leiden. Da waren Inschriften aus der Zeit, als die ersten Europäer die Palmenküste betreten hatten, erfüllt von Hoffnung auf unermessliche Schätze. Wie mancher lag da, der nach kurzer Zeit reich mit Gold beladen in die Heimat zurückkehren wollte, aber von dem Fieber fremder Erde dahingerafft wurde. Eine Steinplatte, darauf kurz: geboren dann und dann im nordischen Lande, gestorben nach kurzer Krankheit, darunter ein frommer Spruch; das war der Abschluß eines Lebens.

Zwischen den Gräbern wandelten wir bis zur weißen Mauer, unter der die Brandung gegen die Küste schlug, und setzten uns schweigend und tief ergriffen nieder. Leise legte Kumaran seine Hand auf mein Knie und sagte: „Sir, I love you very much!“ Der Klang seiner Stimme erschütterte mich mehr als der Sinn der Worte. Nie habe ich eine Stimme von solchem Wohlklang wieder gehört. Selbst auf seine Mitschüler übte sie diese Zauberkraft. Wenn er sprach, schwiegen alle andern.

Und er hub wieder an: „Warum leiden die Menschen? Warum ist es uns nicht erlaubt, den Zweck und das Ziel unserer Schmerzen zu kennen? Über all dem Jammer, den die Menschheit von dem ersten bewußten Augenblick an durchlebt hat, muß doch ein Plan, ein Ziel, ein Zweck sein!“ —

„Ja, Kumaran, nicht zwecklos bluten unsere Herzen; nichts ist sinnlos, auch das Todesringen des kleinsten Wurmes nicht, wenn wir auch den Zweck mit unsern groben Sinnen nicht erfassen.“

Von diesem Abend an haben wir uns fast jede Nacht über geistige Fragen unterhalten, und mit der Zeit hat er mir das Suchen seiner ganzen Seele verraten.

Zur Zeit unserer Bekanntschaft hatte die theosophische Gesellschaft in Indien sich mächtig verbreitet, und Studenten wie Gebildete jeden Standes beschäftigten sich eifrig mit religiösen Dingen. Auch er, der den Überlieferungen seiner Väter nicht mehr folgen konnte, war eine Zeitlang Theosoph gewesen, weil er geglaubt und gehofft hatte, dort die Wahrheit, den Schlüssel zum Lebenssinn zu finden. Aber schon nach kurzer Zeit fühlte er sich in Gefühl und Vernunft von der Lehre der Theosophie abgestoßen und beschäftigte sich, da gerade in Tellichery mehr als irgendwo die christliche Missionsgesellschaft ihre Tätigkeit entfaltete, ernsthaft mit der Lehre des Christentums. Die Gestalt und das Schicksal Christi faßte er in dem Sinn auf, daß der Gottmensch durch sein Leben den Weg zum wahren Gottesmenschentum und zur Göttlichkeit gewiesen habe.

Irgendeiner Kirche schloß er sich jedoch nicht an. Christentum und Kirchentum waren ihm zwei ver-

schiedene Dinge. Wenn er aber von Jesus sprach und von seiner Bergpredigt und seinem Abschiedsgebet an jenem feierlichen Abend, da er zum letzten Male mit denen versammelt war, die er liebte —, dann geriet er in eine Begeisterung, daß seine Augen leuchteten und seine Stimme zu zittern begann. Der junge Mensch glaubte sich zu etwas Besonderem auf der Welt berufen, glaubte, daß er selbst ein Christus, ein Kreuzträger werden mußte.

Nicht lange nach dieser Nacht auf dem Friedhof erzählte er mir, daß er nun eine Arbeit gefunden habe, und zwar unter den Pariakindern im Fischerdorf. An einem Abend führte er mich in die kleine Schule, die er eröffnet hatte und selbst leitete. Es waren etwa zwanzig Kinder darin, Kinder der ärmsten Bettler aus L. . .; sie empfingen ihn, als wäre er ein Engel. Die Nächte, die er im Internate zubrachte, wurden immer seltener. Sein unermüdlicher Geist fand immer neue Gelegenheit, seine Menschenliebe praktisch auszuwerten. Und seine Liebe war eine Flamme, die weiter um sich griff und auch seine Kameraden packte. In kurzer Zeit war mein kleines Internat das Heim begeisterter Apostel; für jeden fand Kumaran eine Aufgabe, ein Werk mildtätiger Barmherzigkeit.

Leider litten seine Studien darunter, und eines Tages erschien in meinem Studierzimmer eine ältere

Frau, in der ich auf den ersten Blick seine Mutter erkannte. Sie war tiefbekümmert um ihren Sohn, denn der Vater wollte ihn zurücknehmen und bei einem Advokaten als Schreiber unterbringen, weil er von seinem Treiben gehört hatte. Ich merkte bald, daß die Frau, die bei ihrem Eintritt in mein Zimmer nach altem Brauch der Malabarfrauen ihre Brust entblößt¹⁾ hatte, vollständig auf der Seite ihres Sohnes war. Aber als Gattin gehorchte sie ihrem Manne und verschwieg mir und dem Sohne, daß sie seine Handlungsweise innerlich billigte. Zufällig erschien nach kurzer Zeit Kumaran in meinem Zimmer, nicht wenig erstaunt, seine Mutter bei mir zu finden. Als der Sohn vor seiner Mutter niederkniete und in tiefer Ehrfurcht mit seiner Stirn ihre Füße berührte, schwand die Kraft ihres Widerspruchs dahin. Beim Abschied segnete sie ihren Sohn, als wäre es für ewig. — Mutter und Sohn haben sich seit jener Stunde in meinem

¹⁾ In Malabar entblößen die verheirateten Frauen vor einer Respektperson ihre Brust, nur die Kurtisane verhüllt sie. Einer Legende gemäß entstammt dieser Brauch dem Gesetz eines Königs, der, als er sah, daß unter den Männern seines Reiches gewisse widernatürliche Neigungen sich entwickelten, das Gebot erließ, daß die ehrbaren Frauen ihre Brust entblößen mußten, um dadurch den Mohn zu reizen. Tatsächlich trifft es zu, daß in Südindien die Männerliebe stärker als irgendwo anders vertreten ist.

Zimmer auch nicht mehr wiedergesehen. Er gehorchte dem Befehle, das ihm göttliche Bestimmung vorgeschrieben, und sein Vater verstieß ihn. Es folgte noch ein kurzer Briefwechsel zwischen den beiden, in dem der Vater mir die Schuld an seines Sohnes Wandlung zuschob. Mir tat es leid um den armen Mann, der sein Kind gern in einer einträglichen Stellung gesehen hätte; aber ich wußte, es wäre zwecklos, ja sündhaft gewesen, einem so deutlich vorgeschriebenen Schicksal entgegenzutreten.

Drei Monate vergingen danach in Windeseile. Es nahte die langersehnte Regenzeit, die Zeit des Monsuns. Die nächtlichen Spaziergänge zur Ruine oder nach dem einsamen Kirchhof hörten auf. Doch Kumarans Besuche wurden deshalb nicht weniger häufig, und manche Nacht saßen wir in ernstem Gespräche vereint in meinem Arbeitszimmer, während draußen die dichten Regenschauer auf die Blätter der Palmen niederprasselten und die Regenmücken in Scharen den Lichtkreis der Lampe umdrängten. Gegen Ende der Regenzeit blieben seine nächtlichen Besuche auf einmal aus. Auch im Internat war er nicht zu finden, und seine Mitschüler konnten mir keinen Aufschluß über seinen Aufenthalt geben. Ich ängstigte mich um ihn.

Da, an einem Sonntagmorgen, als ich, wie oft, ein halbes Duzend Ausfähiger in meiner Veranda

verband und von ihren widerlichen Eiterkrusten befreite, erschien er auf der Schwelle meines Arbeitszimmers. Es sah aus, wie das Bild des Heilands in einem Rahmen. Er half mir nicht, sondern stand da und beobachtete mein Tun. Dann aber, als der letzte bedient war und den ihm geschenkten Reis von der Kürbischale in den über die Schulter gehängten Tuchsack geworfen hatte, trat er auf einmal auf mich zu, kniete nieder und sprach: „Meister, Bruder, ich habe ihn gefunden.“ Ich legte meinen Arm um seine Schultern und hinter verschlossenen Türen, so daß keiner uns stören konnte, erzählte er mir, was er in den letzten Tagen getan. „Fühlend, daß ich zu einem Dienste bestimmt bin, aber nicht wissend, wo ich die Stimme finden sollte, die mir den Weg wies zu meiner Pflicht und meinem Lebenszwecke, habe ich in der Nacht mein Lager verlassen und bin hinausgegangen in den Hain, der zwischen Tellihery und Mahé liegt. Ich bin unter den Bäumen einhergewandelt, jeden Menschen fliehend, und suchte Gott. Doch die Götter meiner Väter schwiegen. Selbst Kali, die Heilige, die ich seit meiner Kindheit angebetet Tag für Tag in frommem Glauben, blieb stumm auf die Fragen meiner Seele. Ich suchte auch in der neuen Religion, die die Theosophen uns gebracht hatten, nach der Wahrheit. Aber auch hier fand ich nichts als

Wirrwarr und Kampf um eitle Worte. Ich ent-
sann mich der Predigten christlicher Priester; aber
welche Kirche konnte die Wahrheit in sich bergen,
da alle sich bekämpften, nicht um der Wahrheit
willen, sondern um leere Dogmen? Da fiel wie
ein Lichtstrahl das Bild des Menschensohnes in
meine Seele, wie du es uns geschildert in trauten
Nachtstunden, und ich erinnerte mich deiner Worte,
daß Christus keiner christlichen Kirche beitreten
würde, und daß die Liebe das einzige Mittel sei,
uns zu Gott zu bringen. So kehrte ich zurück, um
von dir noch einmal Rechenschaft zu fordern. Da
sah ich dich wieder inmitten der Ausfägigen, und
das Licht ging in mir auf.“

Als er wegging, wußte ich, daß ein Menschen-
schicksal besiegelt war und daß wieder Einer seinen
Gott oder den Weg zu Gott durch die Liebe zum
Nebennmenschen gefunden hatte. Von meinem Hause
aus ging er geradeswegs vor die Stadt hinaus nach
der Kleinen Kolonie, wo die Ausfägigen der Um-
gegend wohnten, und bat um Aufnahme. Sie
wollten zuerst nichts von ihm wissen, aber seiner
Liebe konnten sie nicht widerstehen. So wurde er
einer der Ihrigen. Später habe ich Kumaran ab
und zu getroffen im Basar, wenn er, auf einer Laute
spielend, heilige Lieder sang und Almosen sammelte
für seine Brüder im Ausfägigenheim. Mit der

Zeit wandelte er die düstere Stätte in ein Paradies um. Duftende Blüten rankten an den Pfählen der Veranda empor, und ein Garten umgab die Stätte des Schmerzes und des Leidens. Nach und nach verminderte sich die Zahl der ausfägigen Bettler in den Straßen der Stadt und damit die Gefahr der Ansteckung für die Gesunden.

Heute noch geht es wie ein kalter Schauer durch mein Herz, wenn ich jener Sonntagmorgen gedenke, da die kleine Zahl Ausfägiger zu mir kam. Voran der noch kräftigste; seine Fingerspitzen waren aber schon angefault, ebenso seine Behen, und von den Augenbrauen war keine Spur mehr vorhanden. Weiße und schwarze Flecken bedeckten den ganzen Oberkörper und die bloßen Füße, und wenn er seinen Mund öffnete, sah man die Zeichen der Verwesung an den Reihen seiner Zähne. Hinter ihm in gräßlicher Abstufung die Kränkern. Der letzte war nichts als ein Strunk von Menschenkörper ohne Beine und Arme, die Lippen angefressen vom Eiter des Ausfages, der Schädel kahl, die Ohren durchlöchert und an Stelle der Nase ein grauenhaft grinsendes Loch, wie bei einem Totenschädel. Dieser Klotz von unendlichem Elend befand sich in einer niedrigen Kiste, die sich auf hölzernen Rädern fortbewegte. Ein Strick war dem Zweitletzten um den Leib geschlungen, und an diesem zog er die kleine Karre

hinter sich her. Wenn sie bei der Veranda vor meinem Arbeitszimmer ankamen, dann riefen sie mit weinerlicher Stimme ihr „Erbarmen, Erbarmen, Herr! Hilf! Erbarmen, Herr!“ Und dann tat ich das, was so wenig war, vor dem mir im Anfang so ekelte und was mir später zur Gewohnheit wurde: Ich wusch ihre Wunden und verband sie. Hier und da versuchte ich noch ein aufheiterndes Wort, um Licht zu bringen in die Seelen, die von der Dunkelheit abgrundtiefen Leidens umhüllt waren. Aber das, was Kumaran mit starkem Entschlusse fertiggebracht hatte, war mir nie eingefallen. Und doch war es das einzige, um die Echtheit der Liebe zu beweisen, die nur von Gott kommen kann.

Sieben Monate lebte und litt Kumaran wie ein Bruder unter den Unglücklichen außerhalb der Stadt. Umsonst ging seine Mutter bis an den Eingang des Heims, legte sich in den Staub und weinte um ihren Sohn, auf daß er zurückkehre in die Arme der Eltern. Umsonst kam selbst der Vater und drohte ihm mit seinem Fluche; Kumaran hatte den Weg zu Gott erkannt. Er blieb.

Da, in einer Nacht — ich hatte gerade die Lampe ausgelöscht und wollte in das Schlafzimmer gehen — hörte ich, wie jemand Einlaß begehrte am Gartentor. Ich machte wieder Licht und ging hinaus. Draußen stand ein Ausfägiger. Er war zu mir

gekommen, weil der Freund an Fieber erkrankt war. Noch bevor der Morgen graute, kniete ich an Kumarans Lager und sah, daß ihn nicht nur das heimtückische Typhusfieber erfaßt, sondern daß auch der Ausfaß die ersten Zeichen auf seinen Körper geprägt hatte. Es dauerte nicht lange. Als am nächsten Morgen der Tag durch die flammende Pforte des Ostens erschien, hauchte er seine Seele aus.

Schon bevor er starb, war er bei Gott. Denn die Worte, die wir Umstehenden von seinen fieberheißen Lippen auffingen, waren Worte göttlicher Entzückung. Die Ausfähigen, seine Brüder, denen er alles geopfert, das Kostbarste, was ein junger Mensch besitzt, seinen makellosen, gesunden Leib, gaben ihm das letzte Geleite und begruben ihn. Da war keiner, der nicht die stumpfen Arme an seine Stirne schlug und laut wehklagte um den verlorenen Bruder. Die Saat der Liebe aber, die Kumaran gestreut, ist aufgeblüht und hat reiche Frucht getragen. Denn als sein Tod bekannt wurde, ging ein anderer aus angesehener Familie hinaus in jenes Heim, um Leben und Leiden zu teilen mit den Ausgestoßenen, den von Gott zweimal Geschlagenen.

Warum habe ich Kumarans Geschichte diesem Buche einverleibt? Nur weil ich dem Abendländer zeigen möchte, aus welch edlem Metalle der moderne indische Student geschaffen ist. So wie Kumaran

opfern Tausende tagtäglich ihr Leben und ihre Kraft der Heimat, die sie als Göttin verehren, und es wird der Tag kommen, da die Studenten das Gebet verwirklichen werden, welches der alte Sänger ausgesprochen hat:

Aus der Unwirklichkeit
zur lichten Wirklichkeit,
aus der Finsternis
zum hellen Lichte
und aus dem Tode
zur Unsterblichkeit.

Ende



Vom gleichen Verfasser erschien:

J. A. Sauter

Mein Indien

Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren

Die Leser von „Unter Brahminen und Parias“ werden an diesen ersten vom Verfasser der Öffentlichkeit übergebenen Skizzen nicht vorübergehen wollen. Zeigt doch Sauter in ihnen, wie sehr er mit den Sitten des indischen Volkes, mit ihrer Religion verwachsen ist, wie seine Seele kein höheres Glück verlangt, als in dem Lande seiner Sehnsucht zu leben, weit ab vom Getriebe der Städte, im stillen Dörfchen am Rande des Dschungel. Dorthin führt uns der Dichter, aber auch mitten hinein in das Getriebe der Städte, in das Heiligtum der Göttin und an den Hof eines Fürsten.

*

Grundzahl des Halbleinenbandes 6 Mark

Die angegebene Grundzahl
ist mit der für den Gesamtbuchhandel gültigen Schlüsselzahl
zu vervielfältigen.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Ernst Haeckel

Indische Reisebriefe

1881/82

Die Reiseerinnerungen, die Ernst Haeckel während seines Aufenthaltes in den Tropen niederschrieb, sind bis heute, wo sie in moderner Ausstattung neu vorliegen, eines der beliebtesten Bücher über das alte Wunderland Indien geblieben. Mit der ihm eigenen Erzählergabe führt der Forscher in einsame Küstenorte Ceylons, in die Tiefe des Urwaldes, in die Distrikte des Hochlandes, stets treffend Landschaft und Bewohner schildernd. Vier beigegebene Skizzen Haeckels in der Farbengebung der Originale geben einen Eindruck von dem stark impressionistischen Zeichentalent des großen Forschers.

*

Grundzahl des Halbleinenbandes 7 Mark

Die angegebene Grundzahl
ist mit der für den Gesamtbuchhandel gültigen Schlüsselzahl
zu vervielfältigen.

R. F. Koehler, Verlag, Leipzig

N e u e M e m o i r e n w e r k e

Bismarck als Gutsherr

Erinnerungen seines Varziner Oberförsters

Ernst Westphal

Halbleinenband 7 Mark

Ernst Haedel

Entwicklungsgeschichte einer Jugend

Briefe an die Eltern 1852/56

Halbleinenband 7 Mark

Ernst Haedel

Italiensfahrt — Briefe an die Braut 1859/60

Halbleinenband 7 Mark

Hans Shadow

Mit Pinsel und Palette durch die große Welt

Halbleinenband 7 Mark

Xaver Scharwenka

Klänge aus meinem Leben

Erinnerungen eines Musikers

Halbleinenband 7 Mark

Die angegebenen Preise

sind Grundzahlen, die mit einer für den Gesamtbuchhandel
gültigen Schlüsselzahl zu vervielfältigen sind.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

834